

4/2003

Dezember/
Januar/
Februar

ZEITSCHRIFT DER AUSLÄNDERBEAUFTRAGTEN DES LANDES NIEDERSACHSEN H 5957

M E H R
H E I T E N

BETRIFFT

M I N D E R
H E I T E N



Plötzlich alt?

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe von *Betrifft* befasst sich mit dem Thema „Altern in der Fremde“. Wir haben es „Plötzlich alt“ genannt, denn ob aus gesellschaftlicher oder persönlich betroffener Sicht – das Alter scheint sehr plötzlich über die Menschen und die damit befassten Institutionen hereinzubrechen. Niemand ist so recht darauf vorbereitet.

Wie also sollte das Thema aufbereitet werden, damit es interessant, spannend und informativ bleibt? Durch den Blick auf einzelne ältere und alte Menschen mit Migrationshintergrund, die exemplarisch die angenehmen und widrigen Seiten des „Alterns in der Fremde“ aufblättern, lautete die Konzeption. Dazu ein paar faktische Zahlen, verrührt mit einem Zukunftsblick – und dem Ganzen vorangestellt ein paar würzige Worte auf philosophischer Grundlage. Das Ergebnis dieses bewährten Rezeptes zeigt: Die verschiedenen Seiten der Medaille „Altern in der Fremde“ sind ohne längere biografische Ausführungen nicht zu verstehen. Nur wenn der Leser erfährt, woher jemand kommt, wird er erraten können, wohin der Weg diesen Menschen weiterführt. Und vor allem: warum er seinen Weg so geht und nicht anders.

In diesem Sinne finden Sie das von der Redaktion Geplante in unserem Thementeil: die philosophische Einstimmung, verschiedene Schicksale älterer Migrantinnen und Migranten und zum Schluss ein pralles Informationspaket. Vor allem werden Sie aber wohl nach dem Genuss der Texte entdecken: auch ältere Menschen in der Migration sind in erster Linie stinknormale Leute!

Plötzlich alt?

Auf ein Wort

„Wo ist „der Osten“?“

von Daniel Brömme.....3

Thema

Besondere Empfindsamkeit gegen Kälte

von Gazi Caglar.....4

Nicht in Schubladen packen

von Rena Bürger.....6

Zwischen dort und hier

von Daniel Satra.....8

„Was soll ich schon erwarten?“

von Maria Busche-Baumann.....10

Auch der Kopf kann verhungern

von Swaantje Düsenberg.....12

Es gibt viel zu tun!

von Vera Gerling.....14

Forum

Portrait: Karina Atayeva

von Maria Moritz-Lampe.....17

Kinderrechte: Weg mit dem Vorbehalt!

von Walter Wilken.....18

Religion: „Besser meine Tochter stirbt“

von Joachim Göres.....20

Nachrichten.....22

Impressum

Herausgeberin/Verlegerin (VISdP) und Redaktionsanschrift: Niedersächsisches Ministerium für

Inneres und Sport (MI) - Ausländerbeauftragte - Postfach 221, 30002 Hannover

Ansprechpartnerin für *Betrifft* im MI: Liza Yavsan, Tel: (0511) 120-4865, E-Mail: liza.yavsan@mi.niedersachsen.de

Redaktion: Swaantje Düsenberg (Geschäftsführende Redakteurin), Gabriele Erpenbeck, Anette Hoppenrath, Dieter Schwulera

Titelfoto: Swaantje Düsenberg

Gestaltung: Hoch Zwei - Design, Hannover · Druck: Sponholtz, Hannover

Vertrieb: Lettershop Brendler GmbH, Laatzen

Erscheinungsweise: jeweils Ende März, Juni, September, Dezember

Bezugspreis: Die Zeitschrift kann gegen einen Kostenbeitrag (Einzelexemplar 2 EURO inkl. Versandkosten) bezogen werden.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Herausgeberin (wird gern erteilt). Alle Rechte vorbehalten.

© Die Ausländerbeauftragte des Landes Niedersachsen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin und der Redaktion wieder.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Materialien übernimmt die Redaktion keine Haftung; im Falle eines Abdrucks kann die Redaktion Kürzungen

ohne Absprache vornehmen. *Betrifft* wird auf chlorfrei gebleichtem Material gedruckt: ISSN 0941-6447

Wo ist „der Osten“?

von Daniel Brömme

Etwas verärgert über diese Pauschalisierung richten sich meine Gedanken lieber auf das Hier und Jetzt. Doch ich denke auch über die Ängste der älteren Generation beim Einmarsch der Armeen während des 2. Weltkrieges nach und über den blöden Kommentar meines Tischnachbarn dazu. Aber schon setzt die Runde ihr Ge-

Tschechen nicht ihre landestypische Musik gerne hören?! Auf Rudi Carells Gesangsversuche kann ich andererseits nämlich auch gut verzichten. Sollten meine Tischnachbarn gleich auch noch behaupten, bald würden alle Menschen völkerwanderungsartig aus dem Osten nach Deutschland strömen und sich um den Traumjob „Putzfrau“ prügeln, dann würde mir wohl der Kragen platzen.

Ich schicke einen augenverdrehenden Blick zum Himmel und will gerade aufstehen, da vernehme ich die Worte: „Na ja, wir sollten vielleicht besser darüber referieren, was den Deutschen tatsächlich ausmacht.“ Wie, was, äh, staune ich, sie reden über *Deutsche*? Sie reden über *mich*?

Völlig irritiert und naiv hatte ich geglaubt, mich *nicht* im Osten zu befinden. Und dass vor allem nur *Deutsche* Angst haben. Aber über die EU-Erweiterung machen sich natürlich auch die Menschen im Osten Sorgen. Aber sind die Sorgen, egal von wem, überhaupt berechtigt? Sollten wir nicht auch die Chancen sehen?!

Eines ging mir an diesem Tag nicht mehr aus dem Kopf: Zu behaupten, ich befände mich im Mittelpunkt und wüsste, wo der Osten wirklich läge, war ein Irrtum. Es kommt eben immer auf die Sichtweise des Betrachters an.

*Daniel Brömme
Student der Sozialpädagogik,
z.Zt. Praktikant im Büro der Niedersächsischen Ausländerbeauftragten,
Hannover*



Foto: Erpenbeck

Da wo die Sonne aufgeht, zumindest das ist klar...

Endlich ist das Seminar vorbei! Mit anderen Studenten stürze ich mich mit knurrendem Magen in die überfüllte Mensa. Anstehen, warten, schließlich ergattere ich mit meinem Tablett in der Hand einen Platz neben vier Studenten, die sich wild gestikulierend miteinander unterhalten.

„Aha, Franzosen und Niederländer“, denke ich und spitze meine Ohren. Offenbar sollen sie über den Osten referieren, entnehme ich dem Gespräch und erfahre: „Wo er liegt, was so schlimm ist am Osten, was uns an ihm gefällt und wie es mit der Osterweiterung aussieht.“ Nach einer kurzen Pause kommt einem der vier ein spontaner Gedanke und er sagt grinsend: „Meine Oma meint immer, vom Osten komme nichts Gutes; das war früher so und werde sich auch nicht ändern. Recht hat sie.“

sprach fort, ich bin gespannt auf weitere Binsenweisheiten und höre jetzt: „Hey, ich weiß, wie wir es machen. Wir beschreiben erstmal ihre Kultur, wir sprechen über ihre überflüssige Musik, über ihre harte, fast militärische Sprache, ihre komischen Klamotten, die sie auf Festen immer präsentieren müssen, und darüber, dass sie viel zu korrekt und pingelig sind, aber dafür beim Feiern schnell ausfallend werden.“

Schlimm, mit welchen Stereotypen die geistige Elite von morgen so hantiert, denke ich, aber dann erinnere ich mich auch schmunzelnd an slowenische Trachten, die mir selbst befremdlich vorkommen, oder an polnische Hochzeiten, bei denen es wohl immer feuchtfröhlich und herzlich zugeht. Was die Sprache angeht, na ja, würde ich den vieren am Tisch gern sagen, Ungarisch mag hart klingen, aber auch nicht jeder hält den französischen Akzent für ein Geschenk des Himmels. Und warum sollten beispielsweise die



Besondere Empfindsamkeit gegen Kälte

von Gazi Caglar

„Ich denke, also bin ich“ – mit diesem Satz formulierte Descartes die höchste Erkenntnis seiner Philosophie. „Ich arbeitete, also war ich“ hörte ich einen älteren Migranten sagen, der seine Erfahrungen in Deutschland schilderte. Die Suche nach Gewissheit in unsicheren Zeiten und dem Sinn des zu Tode eilenden Lebens bewegt sowohl die Migrantinnen und Migranten im hohen Alter als auch die Philosophen.

Gerechtigkeit ist das Zentrum, um das die Erinnerungen der älteren Einwanderer kreisen, und eine Leitidee, um deren Begründung sich die Philosophen seit der griechischen Antike bemüht haben. „Immer sind es die Schwächeren, die nach Recht und Gleichheit suchen, die Stärkeren aber kümmern sich nicht darum“, sagte Aristoteles schon 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die älteren Migrantinnen und Migranten sind in einem Lebensfeld angelangt, von dem sie nicht einmal einen Ruf nach Gerechtigkeit aussenden können, der irgend eine Aussicht darauf hätte, wirklich gehört zu werden.

Nicht zur Führung eines Lebens in Würde bestimmt, tritt die erste Generation allmählich von der Bühne der deutschen Geschichte ab, ohne eine nennenswerte Anerkennung zu erfahren: Ausgeschlossen von einer Demokratie, die ihnen 40 Jahre lang das Wählen verweigerte und zugleich fehlende



demokratische Einstellung vorwarf, ferngehalten von einer Staatsbürgerschaftsreform, die nicht sie, aber ihre Kinder und Kindeskinde wollte, getrieben von der Angst, in die Ungnade ihrer „Gastgeber“ zu fallen, geschweige denn Opfer rechtsradikalen Mordtreibens zu werden, und ratlos und kraftlos angesichts eines wachsenden Unverständnisses ihrer eigenen Kinder und Enkel, werden nunmehr Woche für Woche ihre Leichen aus Deutschland abtransportiert, ohne dass sie jemals richtig in Deutschland angekommen wären.

Diese Generation hat eine besondere Empfindsamkeit gegenüber Kälte; es ist nicht bloß die klimatische Kälte, die

sie im Rentenalter monatelang in ihre südlichen Länder treibt. Die Ausschlussrituale der Mehrheitsgesellschaft einmal beiseite gelassen, frösteln sie angesichts der Kälte der Fremdheit zwischen ihnen und ihren eigenen Kindern, der eisigen Kälte der zunehmend mehr unverständlich werdenden Sprache des Fühlens, Denkens und Lebens. Aristoteles beschimpfte die Jugend mit folgenden Worten, die von einem verbitterten Pensionisten von heute stammen könnten: „Ich habe überhaupt keine Hoffnung mehr in die Zukunft unseres Landes, wenn einmal unsere heutige Jugend die Männer von morgen stellt. Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen.“ Ständig auf der Jagd nach Lust und Sinnenliebe und unter dem Einfluss zügelloser Leidenschaft würde sie keinen Respekt mehr vor den Weisen, Alten und der sittlichen Ordnung haben.

Aristoteles konnte die Jugend beschimpfen, weil für ihn Weisheit und Alter identisch waren. Weisheit – Ziel alles menschlichen Werdens – ist zugleich die Tugend des Alters. Die ältere Migrantengeneration aber wird nicht gehört, weil sie nicht einmal von ihren eigenen Kindern als weise betrachtet wird. Ihre Sprache, ihre Lebenserfahrungen, ihre moralischen Vorstellungen scheinen einer Genera-

tion nichts Nützliches zu erzählen, die in ihnen bloß nur Überbleibsel einer fernen Vergangenheit sieht. Sie haben dieser Jugend auch nichts Weises zu erzählen, weil ihr Altern nicht Ergebnis eines Lebens in Würde war, sondern die unvermeidliche Folge einer Abnutzung in industriell gering geschätzten Arbeitsverhältnissen.

„Bevor ich ein alter Mann wurde, war ich darauf bedacht, würdig zu leben. Jetzt, im Alter, richtet sich mein ganzes Streben darauf, in Würde zu sterben“, sagte Seneca. Ob es wohl der Mehrheit der älteren Migranten wenigstens gelingen wird, in Würde zu sterben? Wissen tut man es nicht, aber zweifeln muss der, der sich in die weite Welt ihrer Erinnerungen einlässt, ein Schatz, der immer noch gehoben werden will, ein Labyrinth zwischen Zufriedenheit und Verzweiflung, zwei Grundfigurationen jeden menschlichen Lebens, die sich in der Fremde noch einmal summieren. „Gut zu sterben heißt aber, gern zu sterben“, setzte Seneca hinzu. Die älteren Migranten sterben nicht gern, wie ich persönlich erlebt habe. Warnung vor Phrasen ist daher angebracht, eine davon heißt: Das Alter genießen. Hier muss sich Skepsis anmelden, denn in einer Gesellschaft der totalen Vermarktung kann auch das Alter zu einer Ware wie jede andere werden. Ein Blick in Altersheime, Krankenhäuser oder in die Wohnungen armer Migranten lehrt das Elend dieser Welt, das teilweise zum blühenden, „interkulturell“ etikettierten Geschäft geworden ist. Wohl dem, der noch einigermaßen wohltaut ist, physisch und psychisch. „Das Alter verhält sich zum Leben wie der Abend zum Tag“ – damit hatte Aristoteles Recht, denn der Lebensabend der Migranten ist vielfach nur ein fortgesetzter Film ihrer dunklen Tage, als sie noch frisch und jung waren.

„Gern sterben“ – das war für die Weisen ein Ergebnis der Glückseligkeit, wiederum vielfach nur in einem Leben



Fotos (2): Agsten

„Es gibt keinen einfachen Abschied, auch nicht von sprachlosen Alten in der Fremde.“

möglich, das in seiner Ganzheit als gelungenes Leben bezeichnet werden kann. Für Aristoteles bedeutete ein Leben in Würde und Glück, also gelungenes Leben, das in „Muße“. Für ihn war „Muße“ ein Gebrauchswert. „Muße“ und „Arbeit“ unterscheiden sich nicht danach, ob sie Anstrengung oder Mühe erfordern. Das tun beide. Sie unterscheiden sich danach, ob sie unter ökonomischem oder außerökonomischem Zwang ablaufen – oder in Freiheit. Mußelos waren nach Aristoteles die Sklaven und die körperlich arbeitenden Freien (banausi). Nicht würdig war für Aristoteles ein von Arbeit geprägtes Leben. Und auch im alten Rom verband man mit „labor“, dem lateinischen Wort für Arbeit, nicht Freiheit oder Selbstverwirklichung, sondern Mühsal. Im Geschwindigkeitsrausch einer globalisierten und tendenziell totalen Warengesellschaft verbreitet sich eine bedrückende Mußelosigkeit. Die Muße ist überhaupt gründlich diskreditiert. Das Leben der älteren Einwanderer ist sicherlich ein sklavisches Leben nach den Kriterien der griechischen Weisen. Das erlebte Leben wird den erlebten Tod bedingen, d.h. nicht gelungenes Leben vor dem Bewusstsein der letzten Grenze wird sie vermutlich nicht „gern sterben“ lassen.

Das 20. und 21. Jahrhundert sind eine Hymne an die Jugend und die Mobilität. „Jung, wo die Zukunft vorwaltet. Alt, wo die Vergangenheit die Übermacht hat“, sprach Novalis. Die Über-

macht der Geschichte der älteren Migranten wird noch lange die jüngeren in ihrem Bann halten. Es gibt keinen einfachen Abschied, auch nicht von sprachlosen Alten in der Fremde. Die erste Generation braucht ihre Beschützer und ihre Fürsorgenden, sie bedarf liebender Sterbegleitung, denn das Alter ist nach Aristophanes nur eine zweite Kindheit.

Zum Schluss will ich eine Idee „spinnen“: Ob Deutschland den älteren Migranten wohl vor ihrem Tod und als Akt tiefen Dankes einen Urlaub von zwei Wochen in Deutschland schenkt, damit sie Deutschland wirklich kennenlernen, erinnernd sich geistigen Tätigkeiten hingeben können, die mühevoll und peinlich, aber auch heilsam sind, weil sie so trotz unzähliger Ereignisse, die sie erlebt haben, zu ihrer je persönlichen Identität finden können? Einfach Deutschland mal in Muße erleben? Wohl nicht, wenn der Satz von Aristoteles „Die Menschen sind vor einfachen Ideen wie die Fledermäuse vor dem Licht: blind nämlich“ immer noch gültig ist. Aber Goethes Wahrheit verliert dadurch nicht im geringsten: „Denn ein herzlich Anerkennen ist des Alters zweite Jugend.“

*Prof. Dr. Gazi Caglar
Politikwissenschaftler, Fakultät Soziale Arbeit der Fachhochschule Hildesheim*



Nicht in Schubladen packen

Gedanken über eine kultursensible Altenpflege

von Rena Bürger

Die Zahl älterer Migranten wird in den nächsten Jahren mehr und mehr ansteigen. Zwar werden die Institutionen der Altenpflege von ihnen noch kaum genutzt. Um die Barrieren, die dies verhindern, abzubauen, fordern Fachleute eine kultursensible Altenhilfe, die die individuellen Biografien der pflegebedürftigen Menschen berücksichtigt.



Foto: Bilbao

Fernando Angel lebt seit 14 Jahren in Deutschland. Eigentlich ist er Rettungssanitäter, doch seit einigen Jahren hat er sich der Altenpflege verschrieben. „Als ich anfing in der ambulanten Pflege zu arbeiten, war für mich vieles sehr befremdlich,“ erinnert sich der gebürtige Kolumbianer. „In meiner Heimat bringt man alten Menschen viel Respekt entgegen. Hier habe ich erlebt, dass sie wie unmündige Kinder behandelt wurden.“ Fernando Angel stellt sehr bald fest, dass seine Vorstellung von Altenpflege eine ganz andere ist

und er so nicht arbeiten möchte. So entsteht schließlich 1996 der „Transkulturelle Pflegedienst“. Seine 25 Mitarbeiter beherrschen zusammen 10 verschiedene Sprachen und stammen aus vielen verschiedenen Kulturkreisen.

Sensibler Umgang

„Ca. 70% des Personals sind examinierte Kräfte, so dass wir eine hohe Professionalität garantieren können,“ versichert Angel stolz. Ebenso viel Wert wie auf eine fundierte Ausbildung legt der Geschäftsführer des Transkulturellen Pflegedienstes in Hannover auf einen sensiblen Umgang mit den Patienten. Voraussetzung hierfür sind Kenntnisse über ihre Herkunftsländer. Auf Mitarbeiterbesprechungen referieren deshalb Vertreter unterschiedlicher kultureller und religiöser Einrichtungen über ihr Land, ihre Religion und ihre Gebräuche. Und natürlich sind die Mitarbeiter selbst eine Quelle für Informationen über ihre Herkunftskulturen.

„Doch das allein ist nicht ausreichend,“ betont Fernando Angel. „Ich sage meinen Mitarbeitern immer, sie dürfen die Menschen nicht in Schubladen packen. Man sollte ein Haus ganz offen betreten und dabei genau beobachten.“

Wichtig ist ihm Sensibilität im Umgang mit Andersartigkeit. Denn auch innerhalb eines Kulturkreises gibt es viele Unterschiede. Es handelt sich nicht um eine homogene Gruppe, die auf ihre Herkunft reduziert werden kann, sondern um Menschen mit ganz unterschiedlichen Gewohnheiten und Biografien. Es ist daher Aufgabe des Pflegepersonals, sich auf diese Gewohnheiten einzustellen und sie zu respektieren. „Einmal habe ich eine muslimische Familie besucht und schon vor der Tür unaufgefordert meine Schuhe ausgezogen. Drinnen musste ich dann feststellen, das alle mit Schuhen herumliefen. Andererseits bin ich schon von deutschen Familien aufgefordert worden, meine Schuhe vor dem Betreten der Wohnung auszuziehen. Man kann sich also nie sicher sein und sollte lieber immer genau hinschauen.“

Wenn die Pflege zur Belastung wird

Noch immer findet die Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger in Migrantenfamilien überwiegend im Kreis der Familie statt. Aber die Situation kann auf die Dauer sehr belastend sein. Es kommt häufig zu Konflikten, da ein großer Teil der Aufmerksamkeit in die Pflege und Betreuung des alten Men-



schen fließt. Auch die Kinder werden hierfür herangezogen und müssen deshalb auf ihre Freizeitaktivitäten verzichten. „Ich habe erlebt, wie Familienmitglieder nach und nach Aggressionen gegenüber der pflegebedürftigen Person entwickelt haben,“ so Angel. Spätestens hier ist der Zeitpunkt gekommen, wo Hilfe von außen nötig wird. Doch schlechte Erfahrungen mit deutschen Institutionen sowie fehlende Informationen aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse führen dazu, dass bestehende Hilfsangebote von Migranten kaum genutzt werden. Der Transkulturelle Pflegedienst klärt die Menschen über ihre Möglichkeiten auf, hilft ihnen bei den Anträgen und übernimmt Aufgaben, die die Familie nicht leisten kann.

„Im Heim habe ich meine Ruhe“

Nur sehr wenige Migranten leben hingegen in Seniorenheimen. Eine Ausnahme ist Herr Cardinale. Er ist seit fast einem Jahr Bewohner der hannoverschen „Seniorenresidenz Vahrenwald“. Seine Frau, eine Deutsche, ist vor einigen Jahren gestorben. Er hat eine Tochter und einen Sohn. Auf die Frage, ob er lieber bei seinen Kindern leben würde, erklärt er lachend, dass ihm das viel zu anstrengend wäre. „Hier im Heim habe ich meine Ruhe und man sorgt gut für mich. Ich bin gerne hier.“ Auch eine Rückkehr nach Italien kam für ihn nie in Frage. „Ich habe meine Verwandten dort immer gerne besucht, aber Deutschland ist meine Heimat und hier leben meine Kinder.“ Herr Cardinale hatte zwei Schlaganfälle

„Hier sind alte Menschen meistens einsam.“

le und das Sprechen fällt ihm schwer. Sein rechter Arm ist gelähmt und längeres Sitzen strengt ihn an. Seine Kinder waren mit seiner Pflege überfordert, doch sie

besuchen ihn regelmäßig an den Wochenenden. Viele alte Menschen bleiben jedoch im Alter alleine zurück.

„Pflegebedürftige Menschen, die nicht über ein soziales Netz verfügen, sind im Heim besser aufgehoben als alleine zu Hause,“ erklärt Antonio Bilbao, der Leiter der Seniorenresidenz. Er bestätigt, dass es nur sehr vereinzelt Migranten in Pflegeheimen gibt. „Das wird sich aber in den nächsten Jahren ändern. Die sogenannten „Gastarbeiter“, die in den 60er Jahren als junge Menschen nach Deutschland kamen, haben mittlerweile ein Alter erreicht, in dem auch bei ihnen verstärkt gesundheitliche Probleme auftreten.“

Nachdenken über das zukünftige Alter

Adriana López ist Mitte 50. Sie ist berufstätig und hat fünf erwachsene Kinder, die alle ihre eigenen Wege gehen. Seit der Trennung von ihrem Mann lebt sie alleine. Sie macht sich viele Gedanken darüber, wie ihr Leben im Alter aussehen wird. „Hier sind alte Menschen meistens einsam und stehen außerhalb der Gesellschaft,“ beschreibt sie ihre Eindrücke. „Sie werden einfach „ausgemustert“, werden zu nichts mehr gebraucht. Ich glaube, dass ist auch der Grund, warum viele im Alter so „grantig“ werden.“ In ihrer Heimat Chile sei das ganz anders. Dort nehme man viel mehr Rücksicht auf ältere Menschen und begegne ihnen respektvoll. Die Senioren nehmen am Leben ihrer Familie teil und werden gebraucht. „Wird ein alter Mensch pflegebedürftig, dann hält die ganze Familie zusammen: Onkel,

Tanten, Cousins, Cousinen... die ganze Verwandtschaft kümmert sich um ihn.“ Adriana López steckt in einem Dilemma. Bleibt sie hier, da ist sie sich ganz sicher, dann wird sie sehr einsam sein. Geht sie zurück nach Chile, so erwartet sie dort viel menschliche Wärme und Zuwendung. Doch eine medizinische Versorgung wäre unerschwinglich. Nur wer in Chile Geld hat, kann sich Gesundheit leisten. Wie sie es also auch machen wird, diese Ambivalenz bleibt...

Seit Jahren kämpft Fernando Angel für ein transkulturelles Seniorenzentrum. Seitens der Stadt Hannover wurde ein Bedarf dafür bescheinigt. Auch die Wirtschaftlichkeit seines Konzepts wurde bestätigt. „Unser Umsatz würde unter dem eines herkömmlichen Pflegeheims liegen, aber dennoch rentabel sein. Alte und pflegebedürftige Menschen, Deutsche ebenso wie Migranten, könnten dort nach ihren Vorstellungen und in ihren Traditionen alt werden.“

Pflegeheime und ambulante Pflegedienste werden in den nächsten Jahren verstärkt auf ein Klientel mit Migrationshintergrund treffen. Hierauf müssen sich die Institutionen vorbereiten. „Der Prozess der interkulturellen Öffnung ist kein Zusatzangebot,“ so heißt es im „Memorandum für eine kultursensible Altenhilfe“, „sondern betrifft die ganze Organisation und erfordert einen transparenten, langfristigen Entwicklungsprozess auf allen Ebenen.“

In einen solchen Prozess müssen Migranten mit einbezogen werden, damit das Angebot nicht an ihren Bedürfnissen vorbeigeht.

*Rena Bürger
Journalistin, Hannover*

Zwischen dort und hier

von Daniel Satra



Foto: Satra

Vincenzo Santosuosso

Vincenzo Santosuosso kam vor 41 Jahren aus dem italienischen Dorf Taurasi ins südniedersächsische Göttingen und blieb. Heute ist der 59-Jährige arbeitslos und wartet auf seinen Vorruhestand.

Am 9. Juli 1962 mittags erreichte Vincenzo Santosuosso den Göttinger Bahnhof. Seine Erinnerungen an diesen Tag sind präzise, als wäre er erst gestern aus dem Zug gestiegen: „Es war Sommer, ich hatte nur ein dünnes Hemdchen an und kurze Hosen. Hier hat es geschütet und ich hab' gefroren wie ein Spatz“, berichtet der Italiener. Kaum 18 Jahre alt, stand er mit einem Fuß in seinem neuen Leben, in Deutschland. Weit weg von Taurasi, seinem Heimatdorf im landwirtschaftlich geprägten Süden Italiens, in den Bergen bei Neapel. Nie zuvor hatte er die Gegend dort verlassen. Nie hatte er ohne seine Familie gelebt, die ihn und seine vier Geschwister von der Landwirtschaft ernährte. „Unser Hof hat uns zwar versorgt, aber Geld hatten wir nie übrig, manchmal gab es neue Kleidung, wenn mein Vater Wein und Öl verkauft hat, das war's“, berichtet Santosuosso. Jahre und hunderte von Kilometern entfernt von dem Ort, an dem er sich als Kind wegen seiner zerschlissenen Hosen schämte, wenn er sonntags barfuß vom Feld zur Messe in die Kirche ging. „Heute ist das anders“, sagt der 59-Jährige stolz. „Wenn ich heute nach unten komme, fühl' ich mich federleicht. Sobald ich die Grenze passiere, bin ich wieder Italiener und zwar ei-

ner, der es zu etwas gebracht hat. Meine Veränderung erkenne ich an den veränderten Blicken der Leute im Dorf“.

Unten, das ist die Region Kampanien, das ist Capri und der Vesuv. Oben, das ist Göttingen, 50er Jahre Mietshaus und die Parzelle in der Gartenkolonie. Klein, schwarzes dichtes Haar, flinke dunkle Augen. So sitzt er im Gartenstuhl, den Oberkörper aufgerichtet und leicht vorgeneigt, immer dann, wenn er ein Detail aus seiner Vergangenheit hervorholt. Lebendig erzählt er mit fester Stimme seine Geschichte. Trotz seines Asthmas, das ihn vor einem Jahr seine Arbeit in der Druckerei kostete.

„Als ich 15 Jahre alt war, wollte meine ältere Schwester heiraten. Als ältester Sohn war es an mir, den Kredit, den wir nehmen mussten, wieder abzuarbeiten“, berichtet Santosuosso über die ihm zugewiesene Familienrolle, die ihn nach Göttingen führte. Vincenzo Santosuosso konnte zunächst als Hilfsarbeiter auf einer Mailänder Baustelle anheuern und sich dort eine kleine Baracke herrichten. Ein halbes Jahr lebte er so, bis er es nicht mehr aushielt: „Die Arbeit war hart, ich hatte zwar einen großen Willen, war aber mit kaum 50 Kilo ein schwächti-

ger Junge und genauso schwer wie die Zementsäcke, die ich schleppte.“ Doch damit nicht genug. Der Norden war nicht nur kälter, auch das soziale Klima in Mailand war eisig und richtete sich gegen die süditalienischen Arbeiter: „Ich hatte die Nase voll davon, wie Abschaum behandelt zu werden, die haben uns immer Terroni, Rattenlöcher, genannt“, erinnert sich Santosuosso. Kaum jemand hat Vergnügen daran gedemütigt zu werden, sich grundlos unterzuordnen, Vincenzo Santosuosso schon gar nicht, im Gegenteil: „Nichts ärgert mich mehr als Ungerechtigkeit, das war damals so, das ist heute immer noch so“, sagt er bestimmt.

Damals ging für Vincenzo Santosuosso dann alles ganz schnell: Ein Onkel von ihm war schon in Göttingen und die Bundesrepublik offen für Gastarbeiter, die zu niedrigen Stundenlöhnen bei meist schlechten Arbeitsbedingungen in deutschen Fabriken den deutschen Aufschwung ankurbeln sollten. Auch in Göttingen. Zwar war es auch hier kalt, aber Santosuosso und Co. waren gern gesehene Arbeitskräfte, die sich für 2 Mark 40 die Stunde gerne abschufteten. Und Vincenzo Santosuosso, der noch kein Wort Deutsch sprach, fühlte sich gerecht behandelt: „Alles



„Eigentlich wollte ich zurück gehen nach Italien.“

hatte seine Ordnung hier. Wenn man sich anstellte, kam man auch dran, nicht wie in Italien, wo man immer jemanden einen Gefallen tun oder ein Geldgeschenk machen musste, um irgendeine Kleinigkeit zu erreichen.“

Nach sieben Monaten war es soweit, der älteste Sohn und kleinere Bruder hatte die Aussteuer seiner Schwester abgearbeitet, bei Holzhenkel in der Fabrik. Die Hochzeit fand ohne ihn statt, die Reise wäre zu teuer gewesen. „Dem Meister hab' ich mit Händen und Füßen erklärt, dass er mir Bescheid sagen soll, wenn er noch mehr Arbeit hat, schließlich gab's Stundenlohn“, lacht Santosuosso heute, „der kam am Wochenende dann an mein Bett, hat mich wachgerüttelt, und ich hab' malocht bis zum Umfallen.“ Santosuosso wusste noch nicht, dass sich auch seine zweite Schwester vorgenommen hatte zu heiraten. Als er schließlich nach über zwei Jahren alle Aussteuerschulden abgearbeitet hatte, war es zu spät.

„Eigentlich wollte ich noch etwas für mich verdienen und dann zurück gehen nach Italien, eine kleine Druckerei bei uns aufmachen.“ Da erfuhr Santosuosso von einer Großdruckerei, die nur wenige Kilometer von seinem Heimat-

dorf entfernt entstanden war.

„Mein Traum war geplatzt, aber das Leben ging ja weiter, ich lernte meine Frau kennen und wir gründeten schnell eine Familie.“ Einen Sohn und eine Tochter, mittlerweile vier Enkel. Und alle in Göttingen. Doch Italien blieb immer nahe. Jedes Jahr sparten sie ihre Urlaubstage an und fuhren für Wochen nach Italien, seine deutsche Frau und er, der „italienische Rädelsführer“, wie sie ihn nennt,

wenn er in seinem Dorf im Haus seines Bruders am Kopf der Tafel sitzt, die Familie um ihn versammelt. Ganz selbstverständlich, ganz italienisch. Für Vincenzo Santosuosso ist es „normal, dass ich in Italien ein anderer bin. Dort kann ich mich fallen lassen, völlig entspannen, ohne immer zu gucken, wem ich wo begegne.“

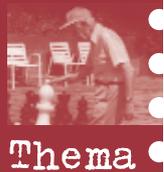
Göttingen, das hieß für Vincenzo Santosuosso all die Jahre auch Kampf. Kampf gegen den Alltag, gegen seinen Chef, gegen Ungerechtigkeit. „Mich hat vieles gestört, und ich hab' mich immer eingemischt, wo es sich lohnte. Auf einmal war ich dann im Betriebsrat, nach einem halben Jahr hab' ich dann den Vorsitzenden gestürzt, der hatte nur die Hände im Schoß“, berichtet Santosuosso über den Beginn seiner Gewerkschaftsarbeit. Mittlerweile blickt er auf 20 Jahre Vorstandsarbeit bei der IG Medien in Göttingen zurück. „Mich hat immer mein Ehrgeiz getrieben, ich wollte für mich etwas tun, aber auch für die anderen“, begründet er sein Engagement. Sein Ehrgeiz zahlte sich aus. Das Willy Michel Papierwerk hat heute einen Haustarifvertrag und einen eingeschnappten Chef, „denn die Leute dort halten jetzt richtig zusammen, das haben wir geschafft!“. Santosuos-

so bekam die Urkunde für seine „jahrelangen Verdienste im Betriebsrat“ per Post.

Die Arbeit fehlt ihm, obwohl zehn Jahre Flexodruck im beißenden Dunst von Alkohol und Reinigungsmitteln seine Lunge kapitulieren ließen und das Asthma heute aufs Herz drückt. „Wenn ich morgens aufwache, gucke ich als erstes aus dem Fenster. Ist es neblig oder feucht, kann ich nicht raus, bei schönem Wetter gehe ich ein zwei Stunden spazieren. Später koche ich, wenn meine Frau aus der Arbeit kommt“, beschreibt Santosuosso seinen Tagesablauf. Kommandes Jahr beginnt sein Vorruhestand. „Vielleicht fahr' ich dann zwei oder drei Monate nach unten, nicht mehr nur für sechs Wochen wie sonst“. Das Klima Kampaniens entlastet seine Lunge, aber ganz zurückzukehren, zurück in sein Dorf, in das Haus seiner Familie, das kann er sich nicht vorstellen.

„Manchmal, wenn ich hier im Garten im Liegestuhl döse, denke ich: Du fauler Hund, was liegst du hier herum, warum gehst du nicht zu deinem Bruder, den Weinkeller für die Ernte vorbereiten, wie wir es als Kinder gemacht haben?“ Unentschlossen schweift jetzt sein Blick über das Muster der Tischdecke, hinter ihm in gepflegten Beeten Zucchini, Rucola, Erdbeeren, Chinakohl. Gedankenverloren zwischen Taurasi und Göttingen, zwischen Familie und Familie, dort und hier. „Ich kann hier doch nicht alle im Stich lassen, meine Frau arbeitet noch, meine Enkel sind hier, wir gehören doch zusammen.“ In solchen verlorenen Momenten, wenn es ihm schlecht geht, fährt er mit dem Auto zu seiner Tochter, nur ein paar Minuten entfernt. „Dann spiele ich den ganzen Tag mit den Kleinen, das pumpt mich auf, gibt mir wieder Kraft.“ Das Köfcherchen, mit dem Vincenzo Santosuosso vor vier Jahrzehnten nach Göttingen kam, hat er noch. Es steht im Keller.

*Daniel Satra
Journalist, Göttingen*



„Was soll ich schon erwarten?“

von Maria Busche-Baumann

„Jung ist, wo die Zukunft verwaltet wird, alt, wo die Vergangenheit die Übermacht hat.“ Wie denken ältere türkische Migrantinnen über ihre Vergangenheit, welche Vorstellungen haben sie über ihre Zukunft?

Antworten darauf finde ich in einem Gespräch mit Seftin Salan, das im Rahmen unseres Forschungsprojektes „Altern in fremden Kulturen“ an der Fachhochschule Hildesheim/Holzminde/Göttingen durchgeführt wurde. Frau Salan ist zum Zeitpunkt des Gesprächs 58 Jahre alt und wohnt mit ihrem vier Jahre älteren Ehemann Yilmaz in einem Eigenheim am Rande einer Großstadt.

Leben in der Türkei

Alle Menschen möchten „etwas werden“ und streben danach, ihre Fähigkeiten auszubauen und umzugestalten, weil sie das Bild eines „besseren Menschen“ in sich tragen. So sind keine Wünsche, Visionen oder Ziele sind zufällig.

„Ich habe davon geträumt, dass mein Sohn später Arzt wird, immer habe ich mit Freunden davon gesprochen.“ Seftins Vision war es seit jeher, Mutter eines Arztes zu sein. Die Bildungsorientierung von Seftin erstaunt mich. Sie selbst hat keine Schule besucht, kann weder Lesen noch Schreiben. Ihre Aufgabe sieht sie von Anfang an darin, die dafür notwendigen Rahmenbedingungen zu schaffen. „Ich habe bereits bevor Deutschland aufkam gesagt, ich will so bald wie möglich in die Stadt, spätestens wenn die Kinder in die Schule müssen. Sie sollen zur Schule gehen.“

Der außerordentlich hohe Bildungsplan von Seftin entspringt schon frühzeitig ihrem geistigen Wesen: „Als wir

von nichts eine Ahnung hatten, waren wir mit dem Leben zufrieden. Aber als wir mehr erfuhren, wurden wir mit dem Dorfleben immer unzufriedener. Du arbeitest und arbeitest und hast am Ende nichts. Dann dachten wir uns, lass uns in die Fremde gehen, ob nach Istanbul oder woanders hin. Die Leute aus der Stadt waren gut gekleidet, wir sahen, wie die waren, und sahen, wie wir waren: das Kleid über der Hose, Kopfbedeckung. Dann siehst du die Frau aus der Stadt: sauber, der Kopf entweder frei oder das Kopftuch unter dem Kinn zusammen gebunden, hat feine Strümpfe, schöne Schuhe. Dann will man auch so sein. Ich dachte, in der Stadt könnte ich, selbst wenn ich nicht außerhalb arbeite, Heimarbeit annehmen. Das hatte ich mir in den Kopf gesetzt. Ich wollte arbeiten. Schon als Mädchen. Ich hatte das als Bedingung gestellt, bevor ich der Heirat zustimmte. Ich wollte nicht im Dorf bleiben, denn im Dorf kannst du dir nichts leisten. Du lebst in einem Lehmhaus. Ich wollte in einem Betonhaus wohnen, wollte einen Kronleuchter, Möbel, eine Wohnung mit großen Fenstern.“

Einreise nach Deutschland

Mit 18 Jahren wird Seftin Mutter eines Sohnes. Auf die Realisierung ihrer weiteren Pläne – Familienleben, Einreise nach Deutschland, Arbeitsaufnahme – muss sie noch sechs Jahre warten. 1964 nimmt ihr Ehemann Yilmaz Arbeit bei einer hessischen Baufirma auf, 1970 folgt Seftin ihm im Alter

von 28 Jahren mit ihrem inzwischen zehnjährigen Sohn und ihren zwei Töchtern (8 und 6 Jahre) nach Deutschland.

Unmittelbar nach der Einreise wird Seftin krank, muss vier Wochen ins Krankenhaus. Für die Familie war dies eine besonders schwere Zeit. Die Einwanderung ist für Seftin mit seelischen Problemen verbunden, die sich auch im Laufe der nächsten 25 Jahre nicht auflösen. Der Arzt diagnostizierte ein Nervenleiden und sieht den Weg zur Heilung in „entweder zurück in die Türkei oder unter türkische Leute oder vielleicht arbeiten“.

Das Ehepaar zieht nach Frankfurt um, dort leben viele Verwandte. Sie hoffen auf deren Unterstützung. Ein weiterer Grund ist die bessere schulische Versorgung der Kinder. Ein Schwager hilft bei der Suche nach Arbeit und Wohnung. Im Juli 1971 nehmen beide ihre Arbeit in einer metallverarbeitenden Großfabrik auf. Die erhoffte Heilung für Seftin erfüllt sich jedoch nicht. Im Gegenteil.

„Also, ich fand es sehr schwer, die Arbeitsbedingungen. Nicht die Arbeit selbst. Aber ich war es nicht gewöhnt, in Fabriken mit vielen Menschen, mit Männern zu arbeiten. Deshalb habe ich mich bedrängt gefühlt, schämte mich andauernd und so. Ich hatte ja nie eine Schule besucht, war nicht an Gesellschaft gewöhnt. Ich kannte die Fabrik nicht, wusste nicht, was man sagen musste und was nicht. Ich



„Ich wollte in einem Betonhaus wohnen.“

schämte mich, bekam panische Angst. Davon wurde ich krank. So war es. Der Arzt versuchte, mich daran zu gewöhnen. Ich soll auf die Ängste zugehen. Dann hatte ich dort eine griechische Freundin, die hat mich viel getröstet. „Streng Dich an, du wirst es schon schaffen, Seftin, bald hast du es geschafft, denk daran, was du dir alles mit dem vielen verdienten Geld leisten kannst, ihr werdet reich werden, es dann gut haben“ – solche Dinge. Mit der Zeit gewöhnte ich mich immer mehr daran.“

Seftin ordnete ihre materiellen Ziele letztlich ihren körperlichen und seelischen Empfinden unter, arbeitete weiter, aber nicht mehr in der Fabrik, sondern in einer kleinen Bäckerei. Nach anfänglich gutem Start erkrankt sie jedoch wieder, nun infolge Mobbing durch eine Vorarbeiterin. „Drei Jahre hat es gedauert, bis ich nicht mehr konnte. Insgesamt habe ich dort sechs Jahre gearbeitet. Wenn ich an diese Zeit denke, könnte ich weinen.“

Ende der 70er Jahre dachten beide an eine Rückkehr in ihre Heimat. Doch dazu kommt es nicht. Die Ausbildung der Kinder hat Vorrang. Der älteste Sohn nimmt ein technisches Studium auf, die Töchter erlernen Berufe als Arzthelferin und Friseurin. Das Ehepaar beschließt, in Hessen zu bleiben. Sie kaufen sich in der Nähe ihrer alten Mietwohnung ein Reihenhaus. Zwei ihrer Kinder wohnen in der Nachbarschaft und Seftin unterstützt jetzt ihre Kinder und Enkelkinder. „Ich betreue zwei- bis dreimal die Woche die Kinder der Tochter. Oder wenn mal jemand krank ist. Wenn sie ein wenig älter wären, dann würden wir länger

in der Türkei bleiben. Aber was wäre denn, wenn wir nicht da wären, wenn sie krank sind?“ Und wo wird Seftin Hilfe suchen, wenn sie krank wird oder alt ist?

„Jung ist, wo die Zukunft verwaltet wird...“

„Alter ist etwa Schlechtes. Ich denke schlecht über das Alter. Was soll ich schon erwarten? Ich habe keine besonderen Erwartungen. Ich denke manchmal darüber nach, was ich tun würde, wenn mein Mann sterben würde... was würde ich tun, wenn ihm etwas zustieße und so, dass wir nicht bei unseren Kindern bleiben könnten, uns dort vielleicht nicht wohl fühlen könnten und ins Heim gingen, solche Dinge, darüber sprechen wir hin und wieder. Er sagt: Ins Heim gehe ich auf jeden Fall nicht. Und ich sage: Warum? Und bei wem willst du bleiben? Er sagt, ich lebe eben allein. Und ich, ich kann nicht allein bleiben. Andererseits kann ich auch nicht bei meinem Sohn, auch nicht bei meinen Töchtern bleiben. Ich will ihnen nicht zu Last fallen. Manchmal denke ich, ich gehe dann ins Heim, manchmal denke ich, ich gehe dann in die Türkei, manchmal denke ich, ich bleibe mal bei dem einem, mal bei dem anderen Kind. Ich würde nicht gerne bei einem von ihnen wohnen, aber so in der Weise, dass ich in meiner eigenen Wohnung wohne und so lange für mich selbst Sorge, wie ich kann. Und wenn ich krank bin, dann sterbe ich entweder oder gehe auch ins Heim. Ich habe keine Angst vor dem Heim. Oder bin ich zu naiv? Ich denke, dort sind viele Leute, mit denen kann man sich unterhalten, so die Zeit verbringen.“

Seftin entwickelt gedanklich viele Pläne für ihr Leben im Alter. Visionen von einem gelungenen Leben, in dem all ihre körperlichen/materiellen, seelischen und geistigen Bedürfnisse befriedigt werden, blitzen nicht mehr auf. Sie ist realistisch geworden. Alle Pläne sind nicht ideal, nicht ihr Traum, aber sie müsste sie aufgrund von äußeren Zwängen akzeptieren. Ihr ist nur noch nicht klar, welche Alternative am wenigsten Nachteile hätte.

„...alt ist, wo die Vergangenheit die Übermacht hat“

Wie denkt Seftin über ihre Vergangenheit? „Nun, einerseits denke ich, Gott sei Dank, dass wir nach Deutschland gekommen sind. Z. B. hätten unsere Kinder sonst keine Berufsausbildung absolvieren können, hätten nicht diesen Status erreicht. Wir haben Geld, haben ein Haus. Aber dennoch bin ich nicht glücklich. Ich weiß nicht warum. Wahrscheinlich habe ich mich immer noch nicht an Deutschland gewöhnen können. Immer noch fühle ich mich bedrückt. Manchmal denke ich, vielleicht wäre es besser gewesen, nicht nach Deutschland zu kommen, wäre schön, wieder so zu leben, wie im Dorf. An das alte Leben denke ich. Wir waren zwar arm, aber das Leben war süß. Oder aber wir empfanden es so, weil wir von nichts `ne Ahnung hatten, weil wir unwissend waren. Wohl deshalb hatten wir keine Probleme. Hauptsache, wir waren satt, saßen vor der Hauswand, erzählten uns Geschichten und lachten herum. Brauchten nicht an dies und das zu denken.“

Seftin hatte drei Lebensziele, die zu ihrer Migration führten: Bildung für ihre Kinder, Wohlstand für ihre Familie und Anerkennung im Lebensraum. Die ersten zwei Ziele hat sie erreicht. Das dritte Ziel nicht. Deshalb bleibt die Sehnsucht nach dem besseren Leben im Alter ein Traum, den sie selbst durchschaut. „Heute ist es im Dorf genauso wie hier. Auch wenn wir denken, dort wäre es anders gelaufen...“, sagt sie.

*Prof. Dr. Maria Busche-Baumann
Pädagogin, Fakultät Soziale Arbeit der
Fachhochschule Hildesheim*



Auch der Kopf kann verhungern

von Swaantje Düsenberg

Wie beschreibt man in wenigen Zeilen das ereignisreiche Leben eines heute 74-Jährigen, dessen Biografie sicher ein dickes Buch füllen könnte? Wie zeichnet man nach, welche verschlungenen äußeren und inneren Wege ihn von der Ukraine schließlich nach Deutschland geführt haben, wo er seinen „Ruhestand“ verbringt, manchmal genießt, jedenfalls das Beste draus macht? Wie soll man erklären, was es für jemanden bedeutet, vom angesehenen Psychiater und Arzt der höchsten Kategorie zum „Sozialhilfeempfänger“ zu werden?

Semen Kocherzhynskiy (gesprochen etwa: Kotscherdjinski) lächelt mir sanft entgegen, als ich mich mit ihm in den Räumen der Liberalen Jüdischen Gemeinde in Hannover treffe. Er hat Katharina Seidler, Vorsitzende des LV der Israelitischen Kultusgemeinden von Niedersachsen gebeten, bei unserem Gespräch dabei zu sein, weil er sich nicht sicher war, ob er sich verständlich genug wird ausdrücken können – er nimmt mir durch seine herzliche Begrüßung meine Unsicherheit. Ein warmer, fester Händedruck, dann sitzen wir uns gegenüber.

Der 74-Jährige hatte Wochen vorher nicht mit seiner Zusage gezögert, als ich Frau Seidler um die Vermittlung eines Gesprächspartners bat und sie ihn fragte. Ja, natürlich, gern würde er mit mir sprechen, er freue sich auf unser Gespräch. Wie es ihm im Alter hier in Hannover ergehe, ja, darüber könne er selbstverständlich etwas sagen. Nur ob er sich darauf vielleicht etwas vorbereiten dürfe, ob ich ihm zuvor einige der Fragen nennen könne, ein Interview sei für ihn nicht alltäglich. Selten fragt jemand alte jüdische Emigranten, wie es ihnen geht. Ich nenne aus meiner Sicht harmlose Fragen: Was haben Sie in ihrer alten Heimat so gemacht, was gearbeitet?

Wie haben sie dort so gelebt? Seit wann sind sie in Deutschland? Wie kam es zu dieser Entscheidung? Wie füllen Sie hier Ihren Alltag? Solche Fragen etwa, ganz harmlos, ich will ihn nicht insistiv löchern, eher ein kleines Gespräch mit Zeit für Verständigung und Raum für Nachdenkliches. Gut, so machen wir es.

Jetzt sitzen wir uns also gegenüber, buchstabieren zunächst seinen komplizierten Namen, dann frage ich: Seit wann sind Sie in Deutschland? Ende November 1992 war's, die Antwort kommt flüssig, zuerst ins Lager im niedersächsischen Liebenau im Landkreis Nienburg, dort waren 150 Personen, dann, später, kam er mit seiner Frau Valentina von Liebenau nach Hannover. Der Weg von der Stadt Odessa am Schwarzen Meer hierher war lang, doch die Entscheidung, ihn zu gehen, fiel in weniger als 12 Monaten. Weniger als ein Jahr – vom ersten Gedanken an die Migration bis zur Ankunft. Das möchte ich verstehen, so ein großer Schritt – braucht er nicht viel mehr Zeit?

Semen Kocherzhynskiy nickt, schweigt, Sie müssen verstehen, sagt er leise, es war eine schreckliche Zeit, viele gingen weg, waren bereits fort. Und die Kriminalität in der Stadt wuchs, Woh-

nungen wurden aufgebrochen, Schutzgelder erpresst, auch er zahlte 10 bis 15 Prozent seiner Einkünfte für den „Schutz“ seiner Praxis an die Verbrecher, die Angst kroch durch Odessas Straßen. 1991 hat er zu Valentina gesagt, komm, lass uns fahren, aber sie wollte nicht weg. Ein in Bayern lebender jüdischer Freund hat die beiden dann ohne ihr Wissen auf die Warteliste der deutschen Botschaft in Kiew schreiben lassen für die Ausreise, danach stellte Semen pro forma selbst den Antrag. Doch der war bald wieder vergessen – bis im August '92 die Bewilligung kam. In der Küche hat das Ehepaar damals gesessen und spontan entschieden: Wir fahren doch. Drei Monate später packten sie ihr ganzes Leben ins Auto und fuhren nach Deutschland.

Natürlich liegt die Geschichte ihrer Migration viel weiter zurück in der Vergangenheit, diese dürren Daten sind nur die Mündung des Lebensflusses von Semen Kocherzhynskiy.

Die Kindheit als Sohn eines Arztes, der medizinische Fachbücher in deutscher Sprache schätzte, dem Jungen neben Russisch auch ein paar Brocken Deutsch durch eine alte Frau vermitteln ließ, aber früh verstarb. Die Nachkriegszeit, in der Semen Medizin mit Schwerpunkt

*„Ich fühle heute
jeden Tag viel intensiver.“*

Psychiatrie studierte und in der es für Juden sehr schwer wurde. Der staatliche Antisemitismus war kaum zu ertragen. Dann der Beruf, der ihn „von oben verordnet“ in andere Arbeitsfelder führte, weg von der Psychiatrie. Diskriminierung stand auf der Tagesordnung, das war normal, die Zeiten hart und zudem gefährlich für einen jüdischen Arzt. Schließlich durfte er doch im Krankenhaus psychisch Kranken helfen, am Anfang für 530 Rubel netto im Monat, ein Arbeiter verdiente 1000 und mehr. Da hatte seine kleine Familie kaum ein Dach überm Kopf und wenig zu essen.

Semen Kocherzhynskyi hat bis 1990 als Psychiater am Krankenhaus in Odessa gearbeitet, die letzten sieben Jahre unterhielt er zudem eine Privatpraxis. Das brachte ihm 20 Mal mehr ein als die Arbeit im Hospital, er konnte sich ein Auto leisten, ein Sommerhaus, ich habe soviel verdient wie im ganzen Leben nicht, sagt er. Aber das Leben wurde nicht gut.

Ein Jahr lang verbrachten sie im Lager in Liebenau, in dieser Zeit hat Semen auch Deutschkurse besucht. Es war für alle Ankömmlinge nicht leicht, sich hier einzufinden, der Arzt half seinen Landsleuten ehrenamtlich, wo er nur konnte. Zwar wurde sein Diplom vom Arbeitsamt in Deutschland nicht anerkannt, Sie sind einfach zu alt, hieß es, einfach zu alt. Aber man bot ihm doch eine Kooperation mit einem deutschen Arzt an, der russische Patienten therapierte. Denn Psychiater müssen in der Muttersprache der Hilfesuchenden arbeiten, sonst kann sie die Hilfe nicht erreichen.

Diese Chance hat Semen Kocherzhynskyi nicht ergriffen. Denn just in diesem Moment konnte er mit seiner Frau eine Wohnung mit kleinem Garten in Hannover ergattern. Ich habe nicht verstanden, dass ein Arbeitsplatz in Deutschland viel wichtiger ist als eine Wohnung, bedauert er heute. So nah-

men sie die Wohnung. Sie bekamen Sozialhilfe. Schließlich fand er in einem Altenheim den Posten als Pförtner, vier Jahre war er da glücklich. Wären daraus fünf Jahre geworden, hätte er ein Anrecht auf Rente in Deutschland erworben. Aber es hat nicht sein sollen. Semen Kocherzhynskyi, Arzt der höchsten Kategorie und Psychiater, bezieht mit seiner Frau wieder „Grundsicherung“. Nennen Sie uns nicht Sozialhilfeempfänger, das ist so beschämend, sagt er, schreiben Sie „Grundsicherung“. Die Scham ist sehr groß, viele schämen sich. Russische Juden in Deutschland erhalten keine Rente aus Russland. Zusammen hat das Ehepaar 650 Euro im Monat, damit bestreitet es sein Leben. Wir brauchen nicht viel, sagt er, wir werden satt, wir sind medizinisch versorgt, wir haben unsere Wohnung, was braucht der Mensch noch? Nur Dummköpfe wollen immer mehr Geld sammeln.

Nein, Semen Kocherzhynskyi ist wahrhaftig kein Dummkopf. Er hat sich in Deutschland von Anfang an engagiert, im Lager, in der Jüdischen Gemeinde Hannover, seit einiger Zeit nun in der Liberalen Jüdischen Gemeinde. Er hat mit anderen eine interdisziplinäre wissenschaftliche Vereinigung gegründet, dort bereichert er andere mit seinem Wissen und wird von ihnen selbst bereichert. Er schreibt Aufsätze in deutschen und russischen Zeitungen, die große Beachtung finden. Ich fühle heute jeden Tag viel intensiver als früher, sagt er, ich bin glücklich mit einem Buch, über gutes Wetter und viele neue gute Freunde. Solange die Gesundheit reicht. Ehefrau Valentina findet, dass Semen ein ganz gefährlicher Optimist sei. Gefährlich? Da bin ich nicht sicher. Aber optimistisch bestimmt. Das hat ihn weit getragen.

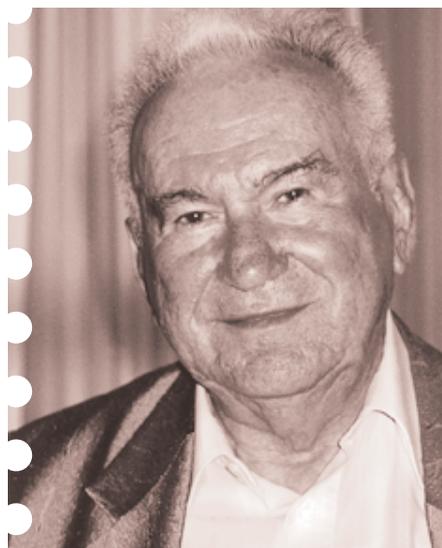
*Swaantje Düsenberg
Journalistin, Mitglied der Redaktion
„Betrifft“*



1952: Beginn einer Karriere



*1963: Aufstieg zum Arzt
der höchsten Kategorie*



Heute: „Gefährlicher“ Optimist?

Fotos (2): privat / Düsenberg



Es gibt viel zu tun!

von Vera Gerling

Deutschland ist ein alterndes Land - und befindet sich damit in guter internationaler Gesellschaft. Nach den vorangegangenen Einblicken in persönliche Biografien und Standpunkte älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland hier das "Alter in der Fremde" in Daten, Fakten und Ausblicken.



Foto: Dusenberg

Ältere Migranten...

Zur Zeit sind ca. 24% der Gesamtbevölkerung in Deutschland über 60 Jahre alt, in 2030 werden das etwa 35% sein. Doch nicht nur die deutsche, sondern auch die ausländische Bevölkerung Deutschlands altert – wenngleich auf einem zur Zeit noch deutlich niedrigeren, also jüngeren Niveau. Bisher sind 8,6 % über 60 Jahre, doch das wird sich ändern. Nach einer Modellrechnung der Bundesregierung wird die Zahl der über 60-jährigen ausländischen Senioren/innen (im Jahr 2000: 624.000) bis 2010 auf 1,3 Millionen und bis 2030 auf 2,8 Millionen ansteigen.

Das Altern in der Fremde ist also eine zentrale Begleiterscheinung des demographischen und sozialen Wandels in der Bundesrepublik und wird sozialgerontologisch und sozialpolitisch künftig an Bedeutung gewinnen. Beson-

ders auf die Altenhilfe kommen damit wachsende Herausforderung zu. Notwendige Veränderungen und Anpassungen brauchen aber Zeit – und deshalb muss mit den Vorbereitungen auf das ‚fremde‘ Altern schon heute begonnen werden.

Wer lebt wo?

Statistisch erfasst sind nur die älteren Migrantinnen und Migranten mit ausländischem Pass, eingebürgerte alte Menschen, die mit doppelter Staatsbürgerschaft oder ältere (Spät)AussiedlerInnen dagegen nicht. Die absolute Zahl älterer Menschen mit Migrationshintergrund ist also wesentlich größer, als die amtliche Statistik ausweist.

Die derzeit größten offiziellen Gruppen älterer Migranten stammen aus der Türkei (ca. 143 000), Italien (ca. 62 000), der BR Jugoslawien (ca. 57 000), Griechenland (ca. 49 000), Spanien (ca. 23 000) den Niederlanden (ca. 22 000), Österreich (ca. 22 000) und Polen (ca. 19 000) – also überwiegend aus den ehemaligen Anwerbestaaten. Die meisten leben schon Jahrzehnte in Deutschland, andere kamen erst im höheren Lebensalter. Dabei ist die Gruppe z.B. der türkischen Staats-

angehörigen eher jung, die der spanischen hingegen relativ alt. Doch keine nationale Gruppe kann über einen Kamm geschoren werden.

Die ältere ausländische Bevölkerung lebt nach wie vor in erster Linie in den städtischen Ballungsgebieten mit (früheren) größeren Industrieansiedlungen. Denn die ‚Gastarbeiter/innen‘ blieben meistens dort, wo sie sich ursprünglich niedergelassen hatten. Schwerpunkte von ethnischen Gruppen sind im Zuge von Folgewanderungen in denjenigen Wohnviertel entstanden, in denen bereits Gruppen zugewandeter Menschen lebten. Verstärkt wird dieser Prozess von Abwanderungen der deutschen Bevölkerung. Diese sogenannten ethnischen Kolonien haben besonders für die ältere ausländische Bevölkerung einige Vorteile: Sie haben mehr Kontaktmöglichkeiten zu anderen Gleichaltrigen und treffen auf eine gute Infrastruktur ethnischer Gebetsstätten und Einkaufsmöglichkeiten.

Soziale Zusammenhänge

So wie ihre Herkunft sind auch die Lebensformen der älteren Einwanderer vielfältig. Trotz der beträchtlichen Unterschiede sind folgende Tendenzen zu beobachten:

Zunächst gibt es mehr Männer (54%) als Frauen unter der über 60-jährigen ausländischen Bevölkerung – bei der deutschen ist es umgekehrt (40% Männer). Denn natürlich sind in den 1950er und 1960er Jahren mehr männliche ausländische Arbeitskräfte von Deutschland angeworben worden.

Auch hinsichtlich der Haushaltsgröße und des Familienstands unterscheiden sich die ausländischen Senioren/innen von den deutschen: 75% der älteren Ausländer leben in Mehrpersonenhaushalten, nur 25 % allein (deutsche Senioren: 66% in Mehrperson- und 34% in Einpersonenhaushalten). Übrigens besteht trotz der insgesamt höheren Männeranteile der überwiegende Anteil der Alleinlebenden aus Frauen (ca. 60 %).

Ausländische Senioren/innen leben zudem häufiger in Mehr-Generationenhaushalten als deutsche, wenn auch der Anteil mit 6 % nicht so hoch ist wie oft vermutet. Sie sind zudem häufiger verheiratet als deutsche und weniger häufig geschieden. In diesem Vergleich konzentrieren sie sich auch stärker auf Angehörige der eigenen Familie und würden im Notfall auch häufiger Hilfe und Unterstützung von ihnen erwarten als ihre deutschen Altersgenossen.

Andererseits: sowohl ausländische als auch deutsche Ältere orientieren sich stärker an ihrer jeweiligen Kultur. Deswegen haben auch die Kontakte zu Angehörigen der eigenen Kultur eine hohe Bedeutung. Viele ausländische Senioren sind in kulturellen, ethnischen oder religiösen Vereinigungen organisiert. Bei den muslimischen älteren Männern spielen Moscheevereine oft eine große Bedeutung. Für ältere ausländische Frauen ist es außerhalb der Familie allerdings oft schwierig, geeignete Kontakt- oder Freizeitmöglichkeiten zu finden.

Lebenslagen

Die Lebenslage älterer Migranten/innen ist im Vergleich zu deutschen Senioren/innen als insgesamt schlechter zu beurteilen. Ihr *Einkommen* ist durchschnittlich schlechter als das deutscher Senioren, was mit ihren kürzeren Versicherungs- und Beitragszeiten und niedrigeren Einkommen zusammenhängt. Auch ihre *Wohnsituation* ist defizitärer, weil die meisten ‚Gast‘-

Arbeiter/innen davon ausgingen, dass sie in ihr Heimatland zurückkehren würden, wenn sie genug Geld verdient und gespart hätten. So haben viele nicht in ihre Wohnungen in Deutschland investiert und leben deutlich seltener als Deutsche in Eigentum (ca. 10% gegenüber 44%). Zudem sind *Qualität und Ausstattung der Wohnungen* oft erheblich niedriger und die Wohnfläche pro Kopf im Durchschnitt geringer. Da wundert es niemanden, dass auch ihre *Wohnzufriedenheit* niedriger ist als bei deutschen Älteren.

Auch der *Gesundheitszustand* der ausländischen Senioren muss im Vergleich zu deutschen als schlechter beurteilt werden. Zwar war der bei ihrer Ankunft in Deutschland oft überdurchschnittlich gut, aber mit zunehmendem Aufenthalt manifestieren sich Gefährdungen durch gesundheitliche Belastungen in der Arbeits- und Lebenssituation und durch migrationsbedingte physische (Ernährungsumstellung und Klimawechsel) und psychische Anpassungsleistungen (wie der Wechsel in eine fremde Kultur und der Umgang mit Fremdenfeindlichkeit). Diese Kumulation führte zu chronischen und multimorbiden Krankheitsbildern (d.h. von mehreren Krankheiten gleichzeitig).

Für die Zufriedenheit im Alter hat der *Lebensentwurf* eine zentrale Bedeutung. Viele Arbeitsmigranten/innen wollten in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld in der Fremde verdienen und dann in ihre Heimatländer zurückkehren. Doch nach jahrzehntelangem Leben in der Bundesrepublik ist eine endgültige Rückkehr ins Herkunftsland immer schwieriger. Oft leben Kinder und Enkelkinder nun ebenfalls in Deutschland, die alte ‚Heimat‘ hat sich verändert und wird immer fremder, die gesundheitliche Versorgung in Deutschland ist meistens besser. Viele ältere Migranten/innen haben aber einen besonderen Weg



Foto: Agsten

...ziehen eindeutig den Kürzeren

gefunden, mit der endgültigen Entscheidung der Rückkehr oder des Verbleibs umzugehen: Sie pendeln jahrelang zwischen Deutschland und ihrem Herkunftsland hin und her und reisen im Winter oft für Monate am Stück in die alte Heimat. Solange sie noch relativ jung sind und ihre Gesundheit das erlaubt, fühlen sie sich dabei wohl. Die endgültige Entscheidung über Verbleib oder Rückkehr muss zwar irgendwann gefällt werden, wird aber meistens immer weiter aufgeschoben. Viele geben sich allerdings auch einer „Rückkehrillusion“ hin, die verhindert, sich stärker mit der eigenen aktuellen und zukünftigen Lage auseinanderzusetzen.

Aber auch ihr *offizieller Status* hat Auswirkungen auf ihre Lebenslage. Die meisten älteren Migranten/innen unterliegen nämlich dem Ausländerrecht. Zwar verfügen viele von ihnen über einen sicheren Aufenthaltstitel, aber aus Unkenntnis der Rechtslage oder aus Angst vor negativen Konsequenzen beantragen nicht alle Anspruchsberechtigten die unbefristete Aufenthaltserlaubnis und/oder Aufenthaltsberechtigung. Das führt zu starken Unsicherheiten, vor allem aber zu nur sehr begrenzten politischen Rechten.



Wünsche und Realität

Wissenschaftlich gesicherte Aussagen über die Bedürfnislage älterer Migranten/innen gibt es nicht und ihre Lebenslagen sind zu unterschiedlich, um hier allgemein Zutreffendes sagen zu können. Dennoch werden ausländische Senioren wohl ähnliche Bedürfnisse und Ansprüche haben wie alle anderen (älteren) Menschen auch: selbständige Lebensführung, finanzielle Unabhängigkeit, ausreichender Wohnraum, Gesundheit, Anerkennung und soziale Integration.

Auch im Alltag älterer Migranten spielen soziale Kontakte eine große Rolle, die meisten ziehen Gesellschaft dem Alleinsein vor, wie eine Untersuchung des Instituts für Gerontologie zeigt.



Fotos (2): Dusenberg

Beteiligung statt Versorgung

Viele haben Interesse an Unternehmungen außer Hause und möchten auch ihre nähere Umgebung und die Bundesrepublik Deutschland besser kennenlernen.

In Sachen Versorgung und Pflege im Alter richten sich ihre Erwartungen in erster Linie auf die eigene Familie. Pflegeleistungen von außerhalb anzunehmen ist ihnen dagegen kaum vorstellbar und wird vielfach als persönliches Scheitern oder auch als Untergang der eigenen Kultur gewertet.

Einrichtungen der Altenhilfe genießen bei ausländischen Senioren kaum einen guten Ruf. Sie sind eher als „Altenheime“ bekannt, in die die Deutschen ihre Alten ‚abschieben‘.

Faktisch weist jedoch alles darauf hin, dass auch ältere Migranten/innen künftig stärker auf formelle Dienste angewiesen sein werden – und dies wohl aufgrund ihrer besonderen biografischen Belastungen sogar in jüngerem Alter als deutsche Senioren/innen. Denn auch das Hilfs- und Pflegepotenzial ihrer Familien nimmt wie bei den deutschen ab. Wünsche und Realität klaffen also oft weit auseinander.

Anforderungen an die Gesellschaft

Unsere Gesellschaft muss grundsätzlich in allen Bereichen ihrer multikulturellen Realität stärker als bislang Rechnung tragen. Zum Thema ‚Altern in der Fremde‘ ist aber natürlich die Altenhilfe und -politik besonders gefragt.

Die Grundsätze „Beteiligung statt Versorgung“ und „Anerkennung statt Klientelisierung“ müssen hier wie für die Deutschen auch für die ausländischen Senioren gelten. Sie sollten nicht als Problemgruppen, sondern als Menschen angesehen werden, die reich an Erfahrungen und Kompetenzen sind, auf die es aufzubauen gilt. Ausländische Senioren/innen haben genauso wie Deutsche das Recht auf Selbstbestimmung – und dazu gehört auch das Recht, die eigene Kultur beizubehalten, wenn das gewünscht wird. Angebote der deutschen Altenhilfe müssen dem stärker als bislang Rechnung tragen. Denn bisher gibt es für ältere Migranten Zugangsbarrieren zu den Angeboten, z.B. Unkenntnis über bestehende Angebote, Angst vor Diskriminierung oder dass ihre sprachlichen, kulturellen und religiösen Bedürfnisse von den Anbietern ignoriert werden.



Anerkennung statt Klientisierung

Die interkulturelle Öffnung ist hier ein wichtiger Schlüssel zur Problemlösung – jedenfalls wenn sie nicht zum bloßen Schlagwort verkommt, sondern mit Inhalt gefüllt wird. Dagegen verharren aber viele Dienste und Einrichtungen der Altenhilfe nach wie vor in ihren überwiegend monokulturell auf deutsche Senioren/innen gerichteten Angeboten. Außerdem herrscht noch immer vielfach Unkenntnis über die Art und Weise, wie diese auf die speziellen Bedürfnisse älterer Migranten/innen zugeschnitten werden können – vor allem die sprachlichen und kulturellen Bedürfnisse z.B. hinsichtlich der Nahrung oder der gleichgeschlechtlichen Pflege bei muslimischen Älteren werden kaum oder gar nicht berücksichtigt.

Das ‚Altern in der Fremde‘ erfordert also in vielen Bereichen ein Umdenken und Anpassungsleistungen und das betrifft nicht nur die Anbieter von Diensten und Einrichtungen, sondern auch die älteren Migranten/innen selbst. Ihnen dabei Hilfestellung zu leisten, ist eine der zentralen Herausforderungen.

*Dr. Vera Gerling
Soziologin am Institut für Gerontologie an der Universität Dortmund*



Karina Atayeva

„Wer weiß, was noch kommt, ich bin ja noch jung.“

von Maria Moritz-Lampe



Foto: Moritz-Lampe

Fröhlich lächelnd und immer gut gelaunt kümmert sich Karina Atayeva rührend um die alten Menschen in Haus B des Pflege- und Altenheimes „Haus Doris“ in Vöhrum bei Peine. Neben ihrer „normalen“ Arbeit nimmt sie sich für die Bewohnerinnen und Bewohner immer wieder Zeit, hört ihnen zu, tröstet sie, lacht mit ihnen – und weiß, wie gut ihnen das tut.

Wer der 35-jährigen Juristin, die hier als Altenpflegehelferin tätig ist, bei der Arbeit zuschaut, merkt schnell, dass ihr das Wohl der ihr anvertrauten Menschen am Herzen liegt. Karina Atayeva ist mit Leib und Seele dabei. „Gerade alte Menschen brauchen unsere Hilfe und Zuwendung. Sie haben Respekt und Achtung von uns Jüngeren verdient. So bin ich von meinen Eltern erzogen worden, für mich ist das selbstverständlich“, sagt die dunkelhaarige, schlanke Frau. „Ich freue mich, wenn ich dazu beitragen kann, dass sich die alten Menschen wohlfühlen und auch noch ein wenig Freude an ihrem Leben haben. Gerade wenn sie sich nicht mehr so aktiv am Leben beteiligen können, im Rollstuhl sitzen oder das Bett hüten müssen, muss jeder von uns doch dafür sorgen, dass sie ihre Würde nicht verlieren.“

1999 kommt Karina Atayeva als jüdische Emigrantin von Turkmenistan nach Braunschweig. Als Kontingentflüchtling erhält sie zwar eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und auch eine Arbeitsberechtigung, darf aber hier nicht in ihrem Beruf tätig werden. „Am Anfang habe ich geglaubt, ich könnte auch in Deutschland als Anwältin arbeiten. Dass mein Jurastudium hier gar nicht anerkannt wird, wusste ich nicht,“ sagt sie.

Doch die lebhafteste, junge Juristin lässt sich dadurch nicht entmutigen und macht erst mal einen Sprachkurs. Moralische Unterstützung findet sie auch bei ihren Eltern und ihrem Bruder, die einige Monate später ebenfalls nach Braunschweig kommen. Jetzt erhält Karina eine Arbeit im städtischen Büro für Migrationsfragen, wo sie in einem Modellprojekt für Aussiedler und Ausländer mitwirkt und ihre Sprachkenntnisse einbringen kann. Denn neben ihrer Muttersprache Russisch spricht sie auch Türkisch und zunehmend sehr gutes Deutsch. Sie begleitet Hilfesuchende bei Behördengängen, übersetzt Briefe und amtliche Schreiben. „Diese Arbeit hat mir viel Spaß gemacht, besonders weil ich vielen Menschen helfen konnte. Leider war mein Vertrag befristet auf nur ein Jahr – aber dieses Projekt läuft 2004 ohnehin aus. Beides finde ich sehr schade.“

Doch sie ist nicht der Typ, der untätig zu Hause herumsitzen will. Also schreibt sie viele Bewerbungen und bekommt ebenso viele Absagen. Bis sie im Internet auf ein Stellenangebot als Pflegehelferin im Vöhrumer Altenheim stößt. Wieder schickt Karina Atayeva ihre Bewerbung los – hat dieses Mal Erfolg und wird vom Fleck weg eingestellt.

Ihre seitdem knapp bemessene Freizeit verbringt sie größtenteils mit ihren

Eltern, die zwar in einer eigenen Wohnung, aber im gleichen Haus mit ihr wohnen. „Ich habe viel Familiensinn,“ lacht Karina Atayeva, „Und ich bin auch gern mit meinen Eltern zusammen. Außerdem kann ich mich durch den Schichtdienst nicht so häufig mit meinen Freunden treffen. Nach dem Spätdienst bin ich einfach zu müde und wenn ich Frühdienst habe, muss ich eben auch früh ins Bett.“

Aber ab und zu klappt es doch mit den Verabredungen. Dann geht's ins Kino oder man trifft sich bei Freunden zu Hause zum Klönen oder Fernsehen. („Am liebsten die etwas neurotische Anwältin `Ally McBeal` - oder `Friends`“.)

Seit vier Jahren lebt Karina Atayeva jetzt in Braunschweig. Sie fühlt sich wohl und ist gerne hier, obwohl sie findet, dass das Leben hier doch anstrengender und hektischer ist als in Turkmenistan. Und manchmal hat sie auch ein wenig Heimweh. Heimweh nach ihren Freunden und Verwandten, die sie gerne mal wiedersehen möchte.

„Vielleicht studiere ich irgendwann auch wieder, wenn ich mir das irgendwie leisten kann. Wer weiß, was noch kommt. Ich bin ja noch jung und kann noch viel machen!“

Maria Moritz-Lampe
Redaktionsassistentin, Hannover



Weg mit dem Vorbehalt!

Die UN-Kinderrechtskonvention und die Flüchtlingskinder

von Walter Wilken

Seit dem 5. April 1992 gilt die UN-Konvention über die Rechte der Kinder in Deutschland. Die große Bedeutung dieser Konvention besteht darin, dass sie weitgehende Menschenrechte auch allen Kindern zugesteht. Das ist umso wichtiger, weil damit einem zeitgemäßen Kinderbild Rechnung getragen wird. Denn Kinder sind keine Verfügungsmasse von Erwachsenen, Staaten oder Institutionen, sondern Träger von eigenen Rechten.

Das Vertragswerk ist unüblich zügig von allen Staaten dieser Welt übernommen worden – außer von den Vereinigten Staaten und Somalia.

Was sind die Inhalte der Konvention?

Die Konvention spricht den Kindern und Jugendlichen bis zum Alter von 18 Jahren umfassende zivile, politische, ökonomische, soziale und kulturelle Rechte zu. Dazu gehören:

- Der Schutz vor allen Arten des Missbrauchs, der Ausbeutung und der Gefährdung ihrer Entwicklung und ihres Lebens;
- Die Versorgung mit den notwendigen Lebensmitteln, Bildungs-, Gesundheits- und sozialen Maßnahmen;
- Die Beteiligung bei allen Maßnahmen, die sie betreffen, ihre Meinungs-, Versammlungs- und Informationsfreiheit.

Durch alle Bestimmungen der Konvention zieht sich als roter Faden die Leit-

idee: Kein Kind darf diskriminiert werden. In Artikel 2 heißt es u.a.:

Die Vertragsstaaten achten die in diesem Übereinkommen festgelegten Rechte und gewährleisten sie jedem ihrer Hoheitsgewalt unterstehenden Kind ohne jede Diskriminierung unabhängig von der Rasse, der Hautfarbe, dem Geschlecht, der Sprache, der Religion, der politischen und sonstigen Anschauung, der nationalen, ethnischen oder sozialen Herkunft, des Vermögens, einer Behinderung, der Geburt oder des sonstigen Status des Kindes, seiner Eltern oder seines Vordems.

Hat sich staatliches Handeln in Deutschland an der Konvention ausgerichtet?

Die Konvention steht erst einmal nur auf dem Papier – und das ist bekanntlich geduldig. Ob ihre Bestimmungen in der Politik, dem Recht und dem Verwaltungshandeln umgesetzt werden, hängt entscheidend davon ab, ob es gesellschaftliche Kräfte gibt, die sich

dafür einsetzen. Bei der Umsetzung der Konvention ist jeder Einzelne gefragt (z.B. bei der Wahlentscheidung), die Verbände und Initiativen, die sich um Kinder kümmern, aber auch Institutionen wie Parteien, Gewerkschaften, Kirchen, Arbeitgeberverbände, die vorgeben, ihnen ginge es um die Zukunft des Landes. Wenn es ein Zukunftsthema gibt, dann ist das die Entwicklung, Förderung und Qualifizierung von Kindern und Jugendlichen. Damit ist auch das wichtigste aller Themen, die *Armut von Kindern*, zumindest in der Debatte. Immer noch, auch unter Rot/Grün, sind wir zwar weit von Lösungen entfernt. Aber Reden kann ja auch die Vorstufe von Handeln sein.

Welche Bedeutung hat die Konvention speziell für Flüchtlingskinder?

Die Konvention gilt für alle Kinder unter 18 Jahren. Somit gilt sie auch für Flüchtlingskinder. Um dieses zu untermauern, wurde das Diskriminierungsverbot in Artikel 22 noch einmal aufgegriffen. Dagegen hat die Bundesrepublik Vorbehalte angemeldet, doch dazu komme ich später. Erst einmal sind die Inhalte der Konvention wichtig. Unter anderem heißt es in Artikel 22:

Die Vertragsstaaten treffen geeignete Maßnahmen, um sicherzustellen, dass ein Kind, das die Rechtsstellung eines Flüchtlings begehrt oder nach Maßgabe der anzuwendenden Regeln und Verfahren des Völkerrechts oder des innerstaatlichen Rechts als Flüchtling angesehen wird, angemessenen Schutz und humanitäre Hilfe bei der Wahrnehmung der Rechte erhält, die in die-



„Flüchtlinge genießen nicht die selben Rechte wie die deutschen Kinder.“

sem Übereinkommen oder in anderen internationalen Übereinkünften über Menschenrechte oder über humanitäre Fragen, denen die genannten Staaten als Vertragsparteien angehören, festgelegt sind, und zwar unabhängig davon, ob es sich in Begleitung seiner Eltern oder einer anderen Person befindet oder nicht.

Im Klartext: Alle Rechte, die deutschen Kindern zustehen, gelten auch für Flüchtlingskinder. Außerdem besagt Artikel 20 der Konvention, dass für Kinder, die von ihren Eltern getrennt sind, andere Formen der Betreuung sichergestellt sein müssen. Das betreffe vor allem die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge.

Alljährlich z.B. zum Weltkindertag am 21. September sind Repräsentanten unseres Staates dabei, sich als Sachwalter der Kinder zu präsentieren. Dabei fehlen dann auch nicht die Hinweise auf das Kinderelend in der so genannten Dritten Welt. Dieses Elend treibt zwangsläufig zur Flucht. Von den 40 Millionen Menschen, die jährlich wegen Krieg, Verfolgung und Menschenrechtsverletzungen ihre Heimat verlassen müssen, sind über die Hälfte Kinder und Jugendliche. Davon kommt auch ein Teil – ein immer kleiner werdender Teil – nach Deutschland. Die meisten Flüchtlinge landen allerdings in den zumeist armen, direkt an die Krisenregion angrenzenden Ländern, insbesondere Afrikas.

Kinder auf der Flucht haben immer Schreckliches erlebt, viele sind psychisch erheblich belastet und traumati-

siert. Die Folgen können ein Leben lang anhalten. Deshalb ist die vorbehaltlose Anerkennung der Konvention gerade für Flüchtlingskinder in Deutschland eine dringende Notwendigkeit und Verpflichtung.

Gleiche Rechte für Flüchtlingskinder!

Die Konvention muss auch in Deutschland für alle Kinder Gültigkeit erlangen. Dagegen steht aber, dass Deutschland bei der Hinterlegung der Ratifizierungsurkunde 1992 den folgenden Vorbehalt gegenüber den Vereinten Nationen geltend gemacht hat:

Nichts in dem Übereinkommen kann dahin ausgelegt werden, dass die widerrechtliche Einreise eines Ausländers in das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland oder dessen widerrechtliche Aufenthalt dort erlaubt ist; auch kann keine Bestimmung dahin ausgelegt werden, dass sie das Recht der Bundesrepublik Deutschland beschränkt, Gesetze und Verordnungen über die Einreise von Ausländern und die Bedingungen ihres Aufenthalts zu erlassen oder Unterschiede zwischen Inländern und Ausländern zu machen.

Auf gut Deutsch heißt das u.a.: Flüchtlingskinder genießen nicht dieselben Rechte wie deutsche Kinder – ein klarer Verstoß gegen den Geist der Konvention! Für die Rücknahme der Erklärung haben sich die Bundestagsfraktionen der SPD und der Grünen immer eingesetzt und dies auch öffentlich kundgetan. Auch der Bundestag hat die Regierung aufgefordert, die Vorbehalte zurückzunehmen. Das fällt in das Ressort des Innenministers.

Der weigert sich aber mit fadenscheinigen Begründungen, dies zu tun, u.a. behauptet er, dass er dafür die Zustimmung der Länder brauche. Diese Auffassung ist juristisch hinlänglich widerlegt. Das Ausländerrecht fällt in die ausschließliche Bundeskompetenz.

Die Rechte, deren Realisierung aufgrund der Vorbehalte verweigert werden, sind weitreichend. Hier nur einige Beispiele:

- Kein Recht auf erzieherische Hilfen gemäß dem Kinder- und Jugendhilfegesetz;
- Kein Recht auf gesetzliche Vertretung bei der mit der Abschiebehaft verbundenen Freiheitsentziehung;
- Verstoß gegen die Bestimmungen über die Unterbringung von Minderjährigen bei der Flughafenregelung;
- Kein Rechtsanspruch auf Bildung (das heißt: es besteht auch keine Schulpflicht);
- Kein Anspruch auf ausreichende und umfassende medizinische Versorgung.

Es gilt nach wie vor: Der Umgang mit Kindern – auch mit fremden, verfolgten und deshalb besonders hilfsbedürftigen Kindern – kennzeichnet die Menschlichkeit und damit die Zukunftschancen einer Gesellschaft.

*Walter Wilken
Dipl. Sozialpädagoge, Vorsitzender
des Deutschen Kinderschutzbundes,
Landesverband Berlin*



„Besser meine Tochter stirbt...“

Yeziden diskutieren über ihre Zukunft

von Joachim Göres

„Jagd auf Sükrüya“ – unter dieser Überschrift berichtete das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ in diesem Jahr über eine 21-jährige Kurdin yezidischen Glaubens aus Celle, die seit sechs Jahren auf der Flucht vor ihrer eigenen Familie ist. „Einer meiner Brüder hat mir tödliche Rache geschworen“, wird Sükrüya in dem Artikel zitiert. Tödliche Rache, weil die junge Frau sich in einen Moslem verliebt hat und mit ihm zusammenlebt – dagegen gilt bei den Yeziden: nur ein yezidischer Partner ist erlaubt.

Unter dem Motto „Yeziden – eine alte Religionsgemeinschaft zwischen Tradition und Moderne“ stand eine vom Deutschen Orient-Institut veranstaltete Tagung, an der kürzlich in Celle rund 150 Menschen teilnahmen, vor allem Yeziden und Wissenschaftler aus ganz Deutschland. Dabei ging es u.a. um Grundlagen und Überlieferungen dieser rund 3000 Jahre alten Religion und um die Schwierigkeiten, die sich daraus für das heutige Leben ergeben.

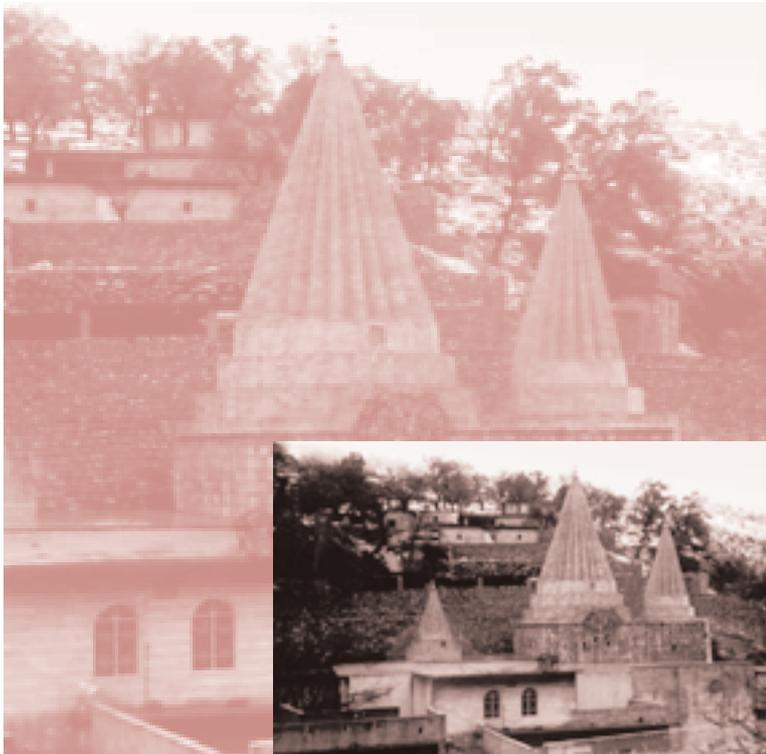
Yezide wird man automatisch durch Geburt, man kann zu dieser Religion nicht übertreten oder sie einfach ablegen. Mehr als 300 000 Yeziden gibt es heute weltweit, die meisten davon leben im Irak. Sie alle sind Kurden. In Deutschland wird die Zahl der Yeziden auf rund 30 000 geschätzt, sie leben überwiegend in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Dabei gelten die Regionen um Celle und Oldenburg mit jeweils 4000 Yeziden als ihre deutschen

Hochburgen. Die ersten kamen in den 60er Jahren aus der Türkei als Gastarbeiter nach Deutschland. Später verließen sie ihre Heimat vor allem wegen der politischen Verfolgung der Kurden in der Türkei und wegen der religiösen Unterdrückung – Muslime beschimpfen die Yeziden als „Teufelsanbeter“ und verfolgen sie.

„Dieses Wort ist bei uns tabu, denn in unserer Religion gibt es keine Hölle. Wir Yeziden glauben an einen allmächtigen Gott, wir sind Mitglieder einer der ältesten monotheistischen Religionen der Welt“, sagt Telim Tolan, Vorsitzender des Yezidischen Forums in Oldenburg. Auch in Celle gibt es mit der „Plattform Yezidischer Celler“ einen Verein, der die religiösen und kulturellen Bräuche pflegt und sich damit bewusst gegen die eigene Tradition stellt. Alle Yeziden gehören nämlich einem Kastensystem an, in das man hineingeboren wird. Für die mündliche Weitergabe der religiösen Überliefe-

rungen an die religiösen Laien, die Murids, sind eigentlich die Scheichs und Pirs zuständig. „Die widersprechen sich in ihren Aussagen, kümmern sich häufig nicht um die Murids und kassieren von uns nur Geld“ – eine auf der Celler Tagung oft geäußerte Kritik gerade von jungen Yeziden, die häufig in yezidischen Vereinen aktiv sind, um ihre Angelegenheiten selber in die Hand zu nehmen.

Das Kastenwesen steht auch sonst in der Kritik – nicht zuletzt, weil Yeziden nicht nur keine Andersgläubigen heiraten, sondern sich auch nur innerhalb ihrer Kaste einen Ehepartner aussuchen dürfen. Die Celler Sozialpädagogin Hattun Kiziyel berichtete von einem Gespräch mit einer Mutter aus der Kaste der Murids, deren Tochter in einen Scheich-Jungen verliebt ist. „Ich wünschte, dass meine Tochter stirbt, bevor sie es mir gesteht, denn ich weiß nicht, was ich tun soll“, so laut Kiziyel die Worte der verzweiferten Mutter.



„Unsere Zukunft sind Gelehrte aus allen Kasten und Vereinen.“

über entscheiden und wie kann man sie durchsetzen?“ Der aus Berlin stammende Übersetzer und Geistliche Mamou Othman regte die Gründung eines Zentralrates der Yeziden an. Er forderte: „Religionsgesetze werden von Menschen unter bestimmten Bedingungen gemacht. Wenn sich die Bedingungen ändern, dann müssen sich auch unsere Regeln ändern.“

Einigen Teilnehmern reichten diese allgemeinen Aussagen nicht. „Wie kann ich denn konkret einem yezidischen Mädchen helfen, dass vor ihrer Familie flüchtet?“, fragte eine deutsche Sozialarbeiterin. „Wenn Menschen Gewalt angedroht wird, dann muss man zu ihrem Schutz die Polizei einschalten, egal um welche religiösen Hintergründe es dabei geht“, meinte der Frankfurter Ethnologe Andreas Ackermann. Er war einer der wenigen Redner, die zuversichtlich in die Zukunft blickten. „Es heißt oft, das Yezidentum sei eine zum Aussterben verurteilte Religion. Das Gegenteil ist der Fall, denn Yeziden in Deutschland haben erstmals die Chance, sich frei von jeglicher Bedrohung bewusst für ihre Religion zu entscheiden und sie nach ihren Bedürfnissen zu gestalten.“

Joachim Göres Journalist, Celle

„Das Heiratsverbot gegenüber Nicht-Yeziden war und ist für die Yeziden überlebenswichtig. Wenn sich zwei Kinder aus unterschiedlichen Kasten verlieben und deswegen aus der Gemeinschaft ausgestoßen werden, kann ich das aber nicht verstehen“, sagt die Wissenschaftlerin Irina Wießner aus Göttingen. Vor allem yezidische Mädchen mit einem andersgläubigen Freund flüchten immer häufiger aus Angst vor der Verfolgung durch ihre Familien. „In der yezidischen Gesellschaft herrscht eine Doppelmoral: Jungen dürfen Beziehungen auch zu deutschen Mädchen haben, sie müssen nur eine Yezidin heiraten. Für unsere Mädchen ist jeder Kontakt zu deutschen Jungen verboten“, sagt Karaba Mahmut, Jurastudentin aus Bielefeld. Eine andere Studentin entgegnete ihr: „Es hat sich doch schon viel verändert. Vor zehn Jahren war es noch undenkbar, dass du als Frau Abitur machst und in eine andere Stadt zum Studium ziehst.“

„Der Konflikt zwischen den Generationen und die Sprachlosigkeit zwischen ihnen ist unser Hauptproblem, nicht die Endogamie. Ich reiche dir doch auch die Hand, obwohl du mit einer Nicht-Yezidin verheiratet bist“, meinte ein junger Mann bei der Diskussion zu Ilhan Kizilhan. Der ist Psychotherapeut und Psychologe in Konstanz und wandte sich in seinem Vortrag gegen Celles Oberbürgermeister Martin Bier-

mann, der bei der Begrüßung die Anpassung der Yeziden an deutsche Gewohnheiten gefordert hatte. Kizilhan: „Wir brauchen keine Belehrung vom Westen. Unsere Tabus müssen wir selbst bearbeiten. Dafür brauchen wir unabhängige Institutionen, die nicht nur religiös arbeiten. Unsere Zukunft sind nicht Scheichs und Pirs, sondern Gelehrte aus allen Kasten und Vereinen.“

Häufig sind es weniger religiöse als kulturelle Überlieferungen, die das Leben prägen. So ist die Farbe Blau bis heute unter Yeziden verpönt. „Yeziden wurden im Iran im 15. Jahrhundert verfolgt und ermordet, und die iranischen Soldaten trugen damals blaue Uniformen“, wandte sich Kizilhan in Celle gegen die weitverbreitete Überzeugung, dass dieser Brauch mit der Religion zu tun habe. Auch die bis heute praktizierte Sitte, wonach ein Yezide nur dann heiraten könne, wenn er bis zu 40 000 Euro Brautgeld zahle, werde von der Religion nicht gedeckt. Doch die Traditionen sind oft stärker als das Yezidentum, über das nur wenige Gläubige wirklich Bescheid wissen.

Unter dem Beifall der älteren Yeziden fasste ein Mann die Ängste vor Veränderungen zusammen: „Unsere Religion ist mehr als 1000 Jahre alt, die kann man nicht von heute auf morgen reformieren. Wir wissen alle, dass Reformen nötig sind, aber wer soll dar-

Diese und andere Fragen werden derzeit lebhaft im Internet diskutiert. Einige Adressen dazu: <http://yeziden.isaja.de> www.yezidi.org

Literaturtipps:
Sabiha Banu Yalkut-Breddermann: Das Volk des Engel Pfau. Yeziden in Deutschland. Verlag Das arabische Buch, Berlin 2001
Ilhan Kizilhan: Die Yeziden. Eine anthropologische und sozialpsychologische Studie über die kurdische Gemeinschaft. Verlag Medico International, Frankfurt/Main 1997



Dokumentationen

Mehr Chancengleichheit

Für Demokratie und Toleranz in der Arbeitswelt. Materialien für die betriebliche Praxis • Berlin 2003

Zahlreiche Unternehmen und Beschäftigte engagieren sich bereits gegen Diskriminierung. In der Broschüre sind die Ergebnisse einer Recherche und eines Workshops in Berlin niedergeschrieben. Sie ist eine geeignete Handreichung zur Förderung der Gleichbehandlung und zur Vermeidung von Ausgrenzung und Diskriminierung in der Arbeitswelt.

Bündnis für Demokratie und Toleranz
– gegen Extremismus und Gewalt
Stresemannstr. 90, 10963 Berlin
Tel.: 030/2363408-0 • Fax: 030/2364408-88
buendnis-toleranz@t-online.de

Gute Grundlage

Gesunde Integration. Dokumentation der Fachtagung am 20. / 21.2.2003 in Berlin

Um Migranten eine verbesserte gesundheitliche Versorgung und Beratung zu ermöglichen, müssen sich die Regeleinrichtungen der gesundheitlichen und sozialen Versorgung interkulturell öffnen. Die Dokumentation dient als Informationsgrundlage für die erforderlichen weiteren Arbeiten und soll Anregungen geben für eigene Initiativen.

Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration
Rochusstr. 8-10, 53123 Bonn
Telefax: (0228) 930-4934

Innovative Modelle

Sprachförderung und mehr Herausforderungen zur Integration von Neuzuwanderern • Solingen 2003

Die Dokumentation der Werkstatt Weiterbildung sammelt Beiträge über innovative Modelle der Sprachförderung von Migrantinnen und Migranten. Sie gibt Anregungen für die Praxis und für konzeptionelle und methodische Diskussionen.

Landeszentrum für Zuwanderung NRW
Kelderstr. 6, 42697 Solingen Tel.: (0212) 23 349-0 • Fax: (0212) 23 239-18
lzz-nrw@lzz-nrw.de, www.lzz-nrw.de

Dokumentierte Projekte Bilinguales Lernen im interkulturellen Kontext.

Braunschweig 2003, ISBN 3-14-162059-8
In dem Sammelband wird u.a. die Arbeit der deutsch-italienischen Schulprojekte, darunter der Deutsch-Italienischen Gesamtschule in Wolfsburg dargestellt. Die Beiträge dokumentieren die Ergebnisse einer Ende November 2000 durchgeführten Fachtagung.

Westermann Schulbuchverlag GmbH,
Braunschweig,
www.westermann.de

Publikationen

Wegweiser von A bis Z

**Kendin için ve başkaları için
Kostenlose Informationsbroschüre
über freiwilliges Engagement auf
Türkisch**

Die Broschüre richtet sich an Jugendliche türkischer Herkunft, die in Deutschland leben, sowie an ihre Eltern. Ein Wegweiser von A wie Altersgrenze bis Z wie Zivildienstpflichtige hilft, die praktischen Fragen rund um den Freiwilligendienst zu klären. Ein ausführlicher Adressenteil nennt die Anlaufstellen, bei denen sich Jugendliche um einen Platz bewerben können.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Bestellungen unter Tel.: (0180) 5329 329
oder: broschuerenstelle@bmfsfj.bund.de
Im Internet abrufbar unter
www.bmfsfj.de

Standortbestimmung

Islam in der Bundesrepublik Deutschland • Hannover 2003, Art.Nr. 524060
Die Informationsbroschüre bietet eine Standortbestimmung zu den Herausforderungen, die sich aus dem Aufeinandertreffen von Menschen aus isla-

misch geprägten Ländern und der auf christliche Werte sich berufenden Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland ergeben. Sie dokumentiert die Beiträge der Tagung „Islam in der Bundesrepublik Deutschland – Selbstverständnis, Außenwahrnehmung, Begegnung“ vom Februar 2003 in Hannover.

Arbeitsstelle Islam und Migration
Haus kirchlicher Dienste, Archivstr. 3,
30169 Hannover, Tel.: (0511)1241-452
Fax: (0511)1241-941
islam.migration@kirchliche-dienste.de

Konsens als Ziel

Zusammenleben gestalten. Ein Beitrag des Rates der EKD zu Fragen der Integration und des Zusammenlebens mit Menschen anderer Herkunft, Sprache oder Religion • Hannover 2002

Mit diesem Beitrag möchte der Rat der EKD die politischen Bemühungen um verbesserte Rahmenbedingungen für konkrete Integrationsmaßnahmen unterstützen und dazu beitragen, dass Ansätze für einen parteiübergreifenden Konsens vertieft und Lösungen für eine Reihe noch offener Fragen im Umgang mit Migranten gefunden werden. Mit einem umfangreichen Empfehlungskatalog entfaltet der vorgelegte Text eine Reihe von konkreten Fragen, die die öffentliche Diskussion bewegen.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover

Gutachten

Qualitätsanforderungen für die Sprachförderung im Rahmen der Integration von Zuwanderern. IMIS-Beiträge 21/2003 • Osnabrück 2003, ISSN 0949-4723
Vor dem Hintergrund der im Entwurf des Zuwanderungsgesetzes festgelegten Sprach- und Integrationskurse wurde eine Überprüfung und gegebenenfalls Neuorientierung der gegenwärtigen Standards der Sprachkurse geboten. Dazu wurden am IMIS die Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Utz Maas und Dr. Ulrich Mehlum mit dem

hier veröffentlichten Gutachten beauftragt. Die Publikation wird ergänzt um einige für das Gutachten vergebene Expertisen zu Grundfragen und Länderstudien sowie um einige der kontroversen Stellungnahmen zum Gutachten selbst.

Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS)
Universität Osnabrück, 49069 Osnabrück
Tel.:(0541)969-4384 • Fax:(0541)969-4380
imis@uni-osnabrueck.de
www.imis.uni-osnabrueck.de

Informationen

Thoi bao Viet Duc

Vietnamesischsprachige Zeitung in Deutschland

Die Zeitschrift informiert über aktuelle Ereignisse in der Politik, Gesetzgebung und Kultur.

Informationen: Dr. Nguyen Sy Phuong,
Zschortauerstr. 39, 04129 Leipzig
Tel./Fax: (0341) 9105830/1
hoa.phuong@t-online.de
www.thoibaovietduc.de

Bundesweiter Aufruf

Gelungene Konzepte für die Begegnung mit dem Islam in der Schule gesucht

Die Körber-Stiftung und die Kultusministerkonferenz rufen mit dieser bundesweiten Initiative dazu auf, die praktischen Erfahrungen, Ideen und Konzepte für einen interkulturellen Dialog mit dem Islam in der Schule zu beschreiben und bei der Körber-Stiftung einzureichen.

Die Körber-Stiftung lädt bis zu 20 Autoren der hilfreichsten Ideen und Konzepte, die von einer Jury ermittelt werden, zu einer Studienreise in die Türkei ein. Darüber hinaus sollen die ausgewählten Ergebnisse in einer Handreichung mit praktischen Unterrichts- und Projektideen sowie Tipps für die Gestaltung von Unterricht und Schule veröffentlicht werden. Beiträge können bis zum 31. März 2004 bei der Körber-Stiftung eingereicht werden.

Information:

Körber-Stiftung, Christine Reese,
Kurt-A.-Körber-Chaussee 10,
21033 Hamburg, Tel. (040) 72 50-30 57,
Fax: (040) 72 50-39 32
gesch.wett@stiftung.koerber.de,
www.geschichtswettbewerb.de
www.Praxisform-Schule-und-Islam.de

Suchen und finden

www.freiwilligenserver.de

Das Portal für bürgerschaftliches Engagement, Ehrenamt und Selbsthilfe
Mit dem Internetportal Freiwilligen-Server Niedersachsen unterstützt und fördert die Niedersächsische Landesregierung das freiwillige Engagement. Wenn Sie Informationen zum Thema benötigen, andere Aktive kennen lernen möchten oder eine Organisation suchen, bei der Sie mitarbeiten können, ist www.freiwilligenserver.de die richtige Webadresse.

In eigener Sache

Das Büro der niedersächsischen Ausländerbeauftragten ist umgezogen! Seit 25. November sind wir unter folgenden neuen Telefon-Nummern zu erreichen:

Hauptanschluss: 0511 – 120 -

Durchwahl:

Frau Agsten	Tel. -4862
Frau Erpenbeck	Tel. -4864
Frau Hoppenrath	Tel. -4863
Frau Nitsch	Tel. -4856
Frau Reich	Tel. -4859
Frau Schwertner	Tel. -4861
Herr Schwulera	Tel. -4858
Frau Yavsan	Tel. -4865

Fax -4868

Niedersächsisches Ministerium für Inneres und Sport (MI)
-Ausländerbeauftragte-
Postfach 221, 30002 Hannover

Neues Redaktionsmitglied



Seit dem 1. Dezember betreut Liza Yavsan als neue Mitarbeiterin im Büro der Ausländerbeauftragten des Landes Niedersachsen verschiedene Aufgabenbereiche. Sie gehört nun auch der Redaktion von **BETRIFFT** an und ist damit

Ansprechpartnerin für diese Zeitschrift im Büro der Ausländerbeauftragten (liza.yavsan@mi.niedersachsen.de).

Liza Yavsan wurde in einem kleinen Dorf im Osten der Türkei nahe der irakischen Grenze geboren. Aufgrund der schwierigen politischen Lage in der Türkei flohen ihre Eltern 1978 mit ihrer zweijährigen Tochter nach Deutschland. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte Liza Yavsan in einem Dorf in der Lüneburger Heide.

Nach Abschluss der Realschule begann sie 1993 eine Ausbildung beim Amtsgericht Celle. Bereits während der Ausbildung beschloss sie, ihre Fachhochschulreife nachzuholen und ein Fachhochschulstudium aufzunehmen.

Nach Abschluss der Fachoberschule begann Liza Yavsan 1997 ihr Studium im gehobenen Beamtenamt bei der Bezirksregierung Weser-Ems, das sie 2000 als Diplom-Verwaltungswirtin (FH) beendete. Seit Juli 2000 war sie bei der Bezirksregierung Hannover als Sachbearbeiterin in den Dezernaten 107 (Soziales, Flüchtlinge, Frauenförderung) und 406 (Kunst, Kultur und Denkmalschutz) tätig.

Liza Yavsan lebt seit 1999 mit ihrem Ehemann in Hannover.

Die 10 Regionalverbände in Niedersachsen



 Kooperative
Migrationsarbeit
Niedersachsen

Projektkoordinierung

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg - IBKM -
Postfach 25 03 • 26111 Oldenburg
Tel.: (0441) 798-4009 • Fax: (0441) 798-2239
eMail: schulz-kaempf@uni-oldenburg.de
<mailto:schulz-kaempf@uni-oldenburg.de>
Internet: www.uni-oldenburg.de/kmn
<http://www.uni-oldenburg.de/kmn>
Internet: www.uni-oldenburg.de/kmn

Die Kooperative Migrationsarbeit...

- ist ein landesweites Beratungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten
- unterstützt mit ihren Fachkräften („Integrationslotsen“) den Integrationsprozess der Zugewanderten
- sieht sich als Dienstleister mit interkultureller Servicefunktion
- engagiert sich in lokalen und regionalen Netzwerken, Projekten und Programmen
- wirkt mit im Konfliktmanagement bei Problemen zwischen Einheimischen und Zugewanderten
- fördert die Freiwilligenarbeit